

Frankfurter Allgemeine
magazin

MAI 2022

Erzählt was Neues

Samira El Ouassil lebt für Geschichten
Sebastian Koch richtet sich am See ein
Köln entdeckt Ettore Sottsass neu
Zwei Deutsche enttarnten Adolf Eichmann

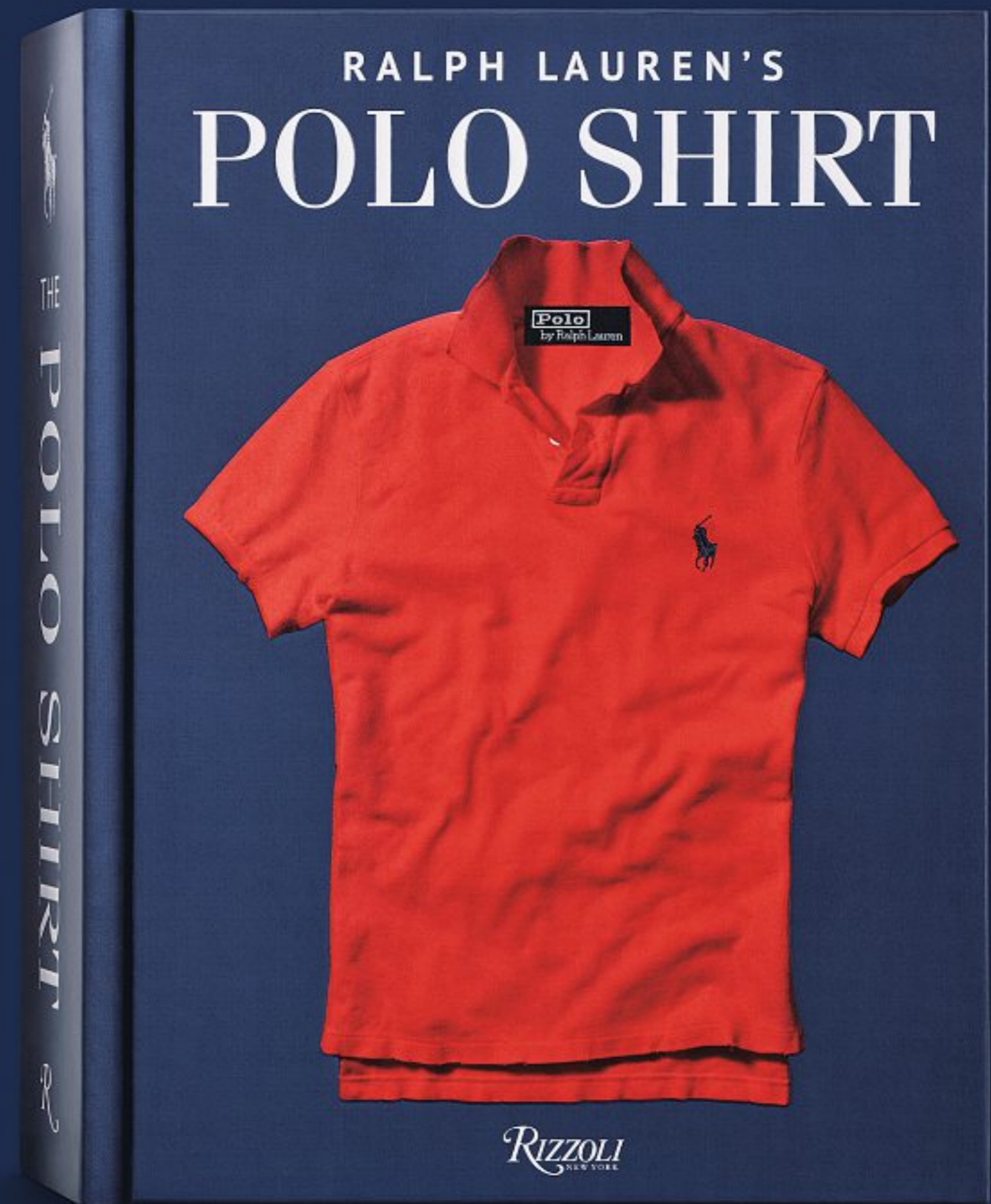




SANTOS
DE
Cartier



GUCCI



It was never about a shirt,
but a way of living

Ralph Lauren



Tiffany.com | © 2024 T&CO.



Introducing Tiffany Knot
TIFFANY & CO.

Editorial

Eine Form finden: Von Graffiti-Künstlern kann man viel über richtiges Framing erfahren.

Im Rahmen bleiben

Was kann man eigentlich von Banksy lernen? Das habe ich mich ein ausgedehntes Wochenende lang in Bristol gefragt; laut App war ich da immerhin 50.000 Schritte unterwegs. Die erste Überraschung: Banksy, der so anonym durchs Leben geht wie Patrick Süskind, Thomas Pynchon und Martin Margiela, stammt aus einer großen Szene. Streetart-Künstler, die nicht so populär sind, bieten Spaziergänge auf seinen Spuren an, aber wer er wirklich ist, erfährt man von ihnen nicht. Der Zusammenhalt der Künstler, die ihren Star in seiner Anonymität belassen, ist groß. Das trägt zu seinem Ruhm bei – und somit zu ihrem. (Erste Lektion also: Zusammenhalt hilft.) Die zweite Überraschung: Er ist schon lange da. Das Graffito, das ich in meinen „Grüßen aus Bristol“ (Seite 47) abbildete, ist 15 Jahre alt. Es ist das älteste Mural, das von einer englischen Kommune für legal erklärt wurde, also nicht weggeschrubbt wird. Heute stehen dauernd Touristen davor, weil man längst ahnt, dass das wirkliche öffentliche Kunst ist. (Zweite Lektion: Dauer hilft.) Das schöne Werk mit dem Mann, der am Fenstersims hängt, weil plötzlich der Ehemann seiner Liebhaberin nach Hause kam, ist aber nicht museal geworden. Denn es

erneuert sich unfreiwillig: Andere haben es teils übermalt und mit Farbe beworfen. Banksy wird es freuen, denn seine Epigonen verfahren in seinem Stil. (Dritte Lektion: Großzügigkeit hilft.) Und auch in den größten politischen Streit der vergangenen Jahre hat sich Banksy eingemischt. Als Bilderstürmer die Statue des Kaufmanns und Sklavenhändlers Edward Colston von ihrem Sockel rissen, gab es gleich eine Debatte, was denn nun mit dem leeren Sockel geschehen solle. Banksys Idee: Man stellt die Statue wieder auf den Sockel, bindet ihr ein Kabel um den Hals, stellt vier lebensgroße Bronzestatuen von Demonstranten dazu, die Colston herunterziehen – und man hätte ein Denkmal, das zugleich an Colston und an seinen Sturz erinnert. (Vierte Lektion: Interessenausgleich hilft.) Habe ich da gerade über einen Künstler geschrieben oder über unser Magazin? So viel kann ich sagen: Zusammenhalt, Dauer, Großzügigkeit, Interessenausgleich – das sind so ungefähr unsere Sekundärtugenden. Siehe das Interview mit einer tollen Autorin, die eiskalte Schmuckstücke, das bislang unentdeckte Design und die packende historische Reportage. Bleiben Sie standhaft! *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser
Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Dr. Retner Burger, Johanna Christner,
Johanna Dürrholz, Claus Eckert, Sebastian Eder, Timo
Frasch, Aylin Güler, Caroline Jebens, Jasmin Jouhar,
Jürgen Kaube, David Klaubert, Ben Kuhlmann, Sarah
Obertreis, Franziska Pröll, Eva Reik, Anke Schipp,
Peter-Philipp Schmitt, Simon Schwartz, Bernd Steinle,
Karin Truschelt, Anna Wender, Jennifer Wiebking,
Maria Wiesner

Bildredaktion:

Henner Flohr

Art-Direction:

Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de
Alle Artikel werden exklusiv für das
„Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben.
Alle Rechte vorbehalten.
© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen
Beiträge und Abbildungen, besonders durch
Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme
der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und
strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder
Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter
Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum
Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv,
ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sollten Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen
wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der
F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de.
Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de
oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im
Impressum genannten Verantwortlichen und
Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Anzeigen:

Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner,
REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,
Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:
Andreas Giertch

Druck:
Mohr Media Mohndruck GmbH
Carl-Bertelsmann-Straße 161M
3331 Gütersloh

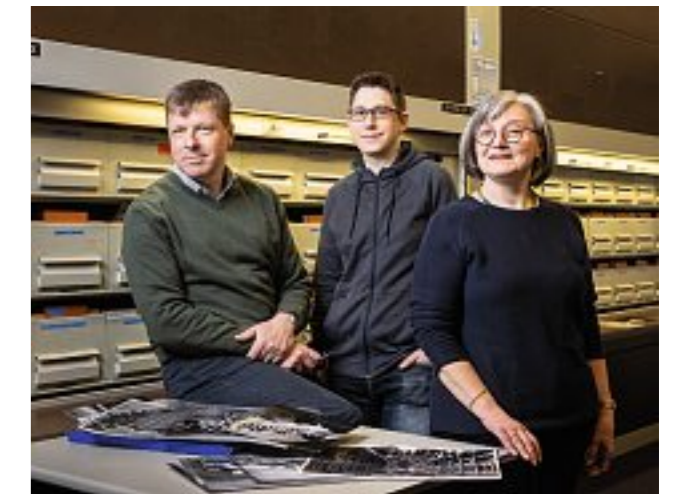


CALIBER RM 07-01

THOMAS DASHUBER hat manchmal das Gefühl, eher Problemlöser als Porträtist zu sein: Der deutsch-belgische Fotograf wird meist angerufen, wenn die Zeit knapp wird, die Models sich als schwierig erweisen oder die Umstände widrig sind. Das Shooting für das Interview mit Samira El Ouassil in diesem Heft war da genau das Gegenteil. Den Bildern, die dabei entstanden sind, sieht man es an. (Seite 26)



SABINE POHL, PHILIPP KUCHLER UND ALBRECHT KLEIN (von rechts) wachen als Archivare über den Bildschatz der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der seit Gründung im Jahr 1949 stetig wächst. Inzwischen weitgehend digital, greifen sie Monat für Monat für unsere Rubrik „Bilder aus der Zeitung“ auf den historischen Analogbestand des Bildarchivs zurück und recherchieren dort außergewöhnliche Fotos aus vergangenen Zeiten. So auch für dieses Heft: Die Aufnahme unseres Fotografen Lutz Kleinhans vom Einzug der Professoren entstand vor 60 Jahren in der Goethe-Universität. Herausgeber Jürgen Kaube erklärt die Zeitumstände. (Seite 15)



ANKE SCHIPP reiste vor gut 20 Jahren kurzfristig nach Paris zu den Prêt-à-porter-Schauen, um einen Kollegen zu vertreten. „Mode in Zeiten der Angst“ war die Überschrift ihres ersten Artikels am 7. Oktober 2001, knapp vier Wochen nach dem Terroranschlag auf das New Yorker World Trade Center. Seitdem schreibt sie für unsere Sonntagszeitung immer wieder über das, was man so trägt, und warum man es trägt. In diesem Sommer verstärkt sie das Magazin – wie auf der Seite Mood/Mut zu sehen ist. (Seite 24)



AMIRA FRITZ mag am liebsten Pistazieneis – am besten auf Sizilien und, wie es sich dort gehört, im Brioche und zum Frühstück. Die Fotografin lebte viele Jahre in Paris, wobei das Cassis-Eis von Berthillon auf der Ile Saint-Louis sicher seinen Anteil daran hatte, dass es so viele wurden. Momentan ist sie in Berlin zu Hause und probiert dort gerne vegane Eissorten mit Rosmarin-Fenchel, Avocado und Gurke. Da lag es auf der Hand, dass sie für unsere Strecke Uhren und Schmuck mit sommerlicher Eisbegleitung fotografierte. (Seite 36)



FLEXFORM

Hamptons | Outdoor Collection
Chaiselongue, modulares Sofasystem

Antonio Citterio Design
Made in Italy

**Flagship Store München
by böhmeler**
Tal 11
T +49 89 2136 0
flexform@boehmler.de

Auch bei anderen
autorisierten Händlern.

Besuchen Sie die
www.flexform.it

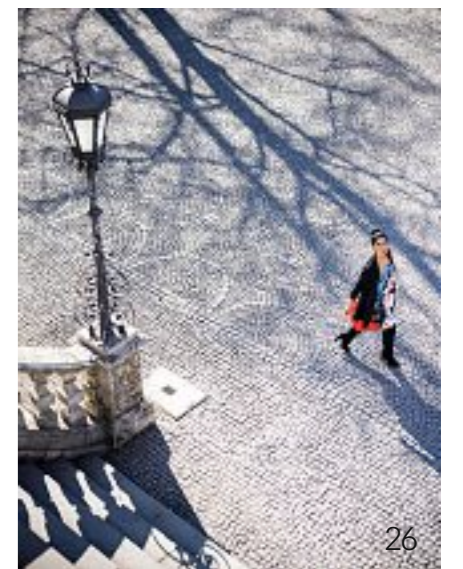


Foto: Thomas Dashuber, Amira Fritz, Elias Hassos, Archiv

36

// „Natürlich ist dieses Selbstvertrauen wie bei allen von uns immer wieder brüchig. Aber was die Sache anbelangt, wenn es um Geschmack geht, da kannst du auf dich zählen.“ //

34



26



32



48

26 „Geschichten machen uns unsterblich“

Die Publizistin **Samira El Ouassil** erklärt die Macht der Erzählung und die Bedeutung der Wissenschaft.

Von **Timo Frasch**
Fotos **Thomas Dashuber**

32 Memphis lebt

Im alten Stollwerck-Haus in Köln ist eine Einrichtung des Designers **Ettore Sottsass** und seiner Mitstreiter aufgetaucht.

Von **Eva Reik**
Fotos **Elias Hassos**

34 „Connie ist der Mann, und ich bin die Frau – und andersrum“

Die Stylistin **Connie Hüsner** und der Designer **Jörg Boner** sprechen im Interview über Genderklischees und Traumziele.

Von **Jasmin Jouhar**
Foto **Philipp von Ditfurth**

36 Goldschmelze

Wir haben klassische Uhren und Schmuckstücke inszeniert – mit dem Sommer im Sinn.

Fotos **Amira Fritz**

48 Wie Adolf Eichmann enttarnt wurde

Ein Geologe aus Duisburg und ein Theologe aus Unna halfen bei der Suche nach dem Kriegsverbrecher entscheidend mit.

Von **Reiner Burger**
Fotos **Stefan Finger**

15 Vor 60 Jahren 18 Vita Obscura 20 Prêt-à-Parler 24 Mood/Mut 46 Rezept 47 Grüße aus Bristol 50 Fragebogen

Zum Titel

Die Autorin **Samira El Ouassil** wurde von **Thomas Dashuber** in München fotografiert.

Im Netz: www.faz.net/stil
Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil
Instagram: @fazmagazin
Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. Juni bei.



Amanu armchairs & table by Yabu Pushelberg
Discover more at tribu.com

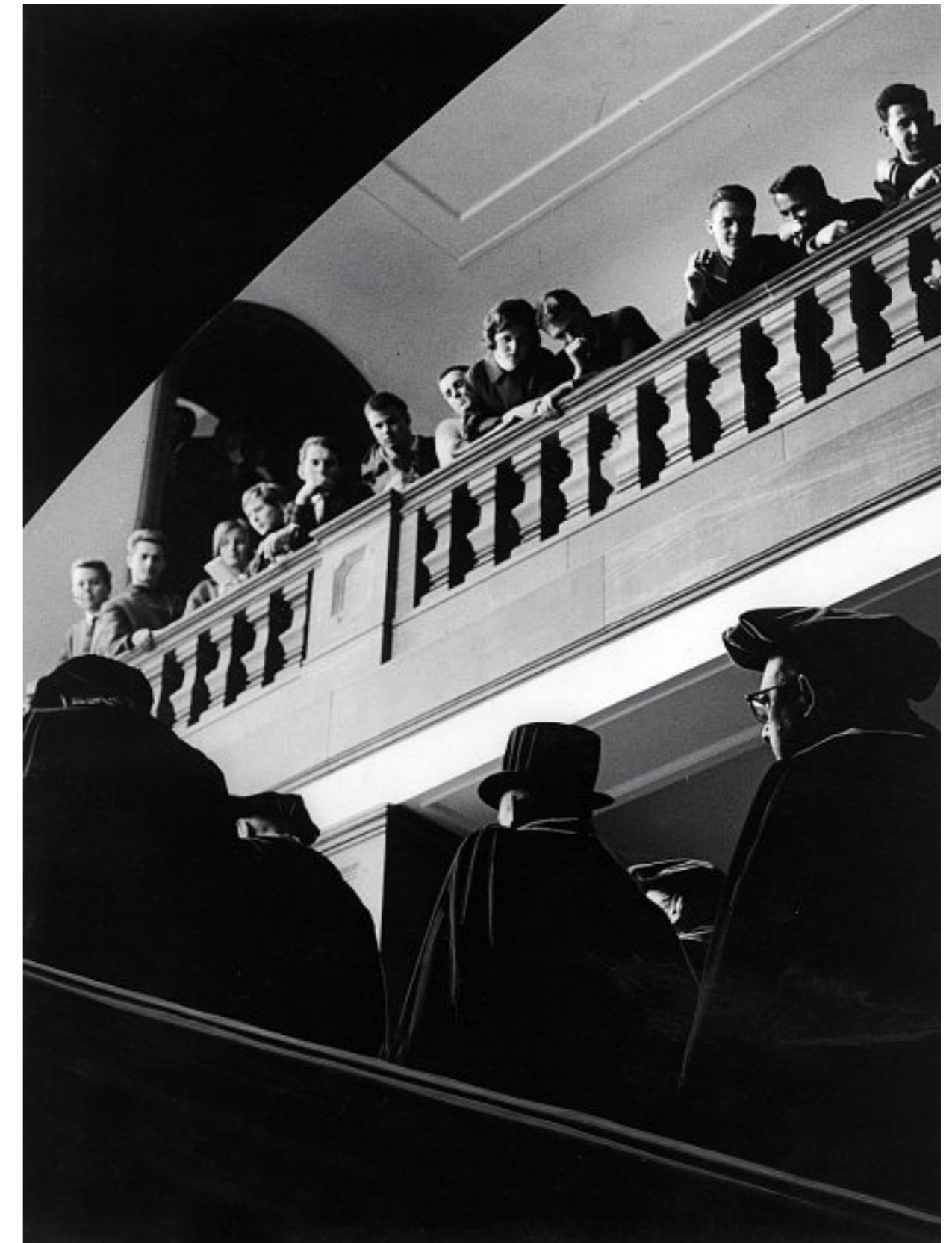
TRIBÙ

Aus der F.A.Z. vom 15. Mai 1962: Viele Studenten der Frankfurter Goethe-Universität müssen bei der Immatrikulationsfeier aus Platzgründen draußen bleiben.
Foto Lutz Kleinhans

Vor sechzig Jahren

Hunderte von Studenten, vermeldete am 15. Mai 1962 diese Zeitung, hätten keinen Zugang mehr zur Immatrikulationsfeier in der Aula der Frankfurter Goethe-Universität gefunden. Nicht einmal die benachbarten Hörsäle, in die sie übertragen worden sei, hätten ausgereicht. Die Herrschaften mussten auf den Gängen stehen. Da war sie, die Massenuniversität: Überfüllung, Wartezeiten, Professoren, die man mehr vom Hörensagen denn als Lehrer kannte, sich in die Länge ziehende Studiendauern. Besorgniserregend und beschämend nannten sowohl der Rektor der Universität, der Ökonom Fritz Neumark, wie der Sprecher der Studenten die Zustände.

Masse ist Volumen mal Dichte. Es schrieben sich damals an der ganzen Frankfurter Universität in einem Semester so viele Abiturienten zum Studium ein wie heute allein in Wirtschaftswissenschaften. Hunderte von Studenten passten nicht mehr in das Auditorium Maximum? Heute kommen jedes Semester 8000 bis 9000 Erstsemester hinzu; man müsste in der Festhalle feiern, um sie alle samt der Professorenschaft hereinzulassen. Nicht einmal zehn Prozent eines Jahrgangs waren 1962 in Deutschland studienberechtigt; derzeit ist es mehr als die Hälfte. Statt knapp 100 Universitäten gab es damals 35. Die Erstsemester von 1962 waren noch im Krieg geboren worden. Die Gründungswelle der späten Sechzigerjahre, mit der auf die „Bildungskatastrophe“ wie den Babyboom reagiert werden sollte, stand noch bevor. Fachhochschulen, die inzwischen auch längst „Universities“ heißen, gab es erst von 1969 an. Eine „Hochschule für Erziehung“, die soeben gegründet worden war, um sich der Ausbildung von Volks- und Realschulpädagogen zu widmen, wird 1962 aber schon erwähnt.



Was sich mit dem Wachstum auch geändert hat, sind die Rituale. Die Professoren erschienen damals in Talaren, ein Brauch, der an den meisten Universitäten die Jahre von 1968 an nicht überstehen sollte. Im Bericht der Zeitung heißt es überdies, die Vertreter der Neuimmatrikulierten hätten auf der Feier eine „Verpflichtungsformel für akademische Bürger“ gesprochen und „per Handschlag bekräftigt“. Ob dazu der Rektor die Hand reichte, wird nicht erwähnt. Der Begriff der akademischen Bürgerschaft war aber interessant. Er betonte die Mitgliedschaft der Studenten in einer Organisation, der sie doch nur kurze Zeit, vier, fünf Jahre, angehörten. Das sollte ihre politische Beteiligung, wie sie das spätere Konzept der „Gruppenuniversität“ mit der Repräsentation von Interessengruppen in Kommissionen vorsah, schwierig machen. Studenten gleichwohl als akademische Bürger anzusprechen hob demgegenüber eine andere Eigenheit der Universität hervor: dass ein Teil ihrer Klienten, die irrtümlicherweise manchmal als „Kunden“ bezeichnet werden, später in die professionellen Rollen von Lehre und Forschung einrückt. Insofern konnten die Studenten von Anfang an als künftige Kollegen betrachtet werden.

Das war, wie die dazu passende Erzählung der „Einheit von Forschung und Lehre“, oft natürlich auch nur ein Mythos. Als die tatsächliche Massenuniversität kam, wurde er jedenfalls nicht ersetzt. Deutschland verzichtete, anders als Länder wie Frankreich, Großbritannien und die Vereinigten Staaten, auf universitäre Einrichtungen der Elitenausbildung. Unter „Exzellenz“, dem Begriff, mit dem die deutsche Universität sich selbst lobt, stellt es sich bis heute nicht kleine Studentenzahlen, sondern große Forscherzahlen vor. *Jürgen Kaube*

Natalia's Maxxo Moment

Für Reservierungen rufen Sie bitte
+90 242 444 6299 an oder senden
Sie eine Email an Book@maxxroyal.com
www.maxxroyal.com

MAXXROYAL
RESORTS



Vita Obscura

Von Simon Schwartz

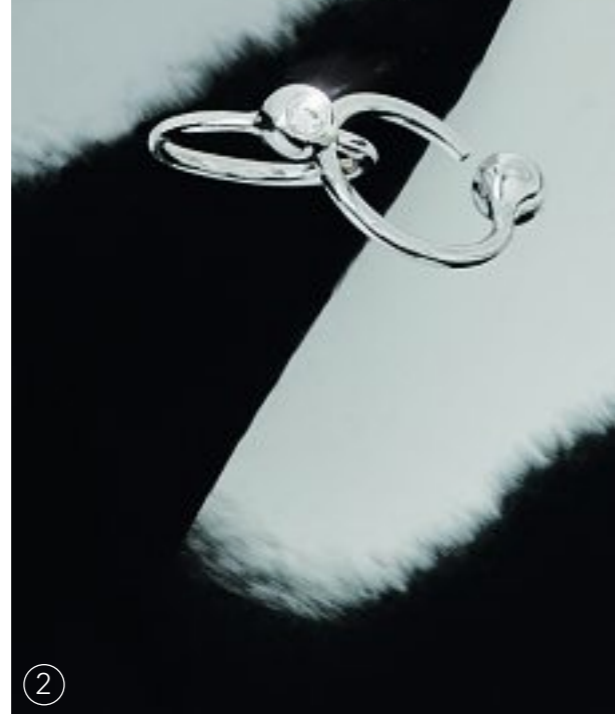


1858 Iced Sea.
Inspired by the Mont Blanc glaciers.

Prêt à Parler



①



②



③



④



⑤



⑥

SILBERSCHMUCK Nach dem Goldrausch

► Seltsame Nullerjahre-Phänomene deuten sich seit einer Weile an. Tiefsitzende Jeans zum Beispiel, die Hüftknochen und Slip-Bündchen entblößen. Bauchfreie Oberteile. Kleine Fendi-Baguettes-Taschen. Der übergeordnete Trend dazu nennt sich Y2K, als Abkürzung für Year 2000, und auch Folgendes könnte mit dieser Welle nach zwei Jahrzehnten Pause zurückkommen: Weißgold, Platin, Silber. Das Stück der Zeit war damals die schwere Gliederkette mit Herzanhängern mit der Aufschrift „Please Return to Tiffany & Co. New York“, darunter die Zahl 925, die auf die Silberlegierung hindeutete und die klare Richtung zum weißen Schmuck prägte. Sehr viele junge Frauen mussten damals und in den Folgejahren diese Kette oder das Armband aus der Serie unbedingt haben. Die Trend-Serie dieser Zeit bei Tiffany & Co. ist die T-Linie, die gelbgoldenen Armreife sind schon länger allgegenwärtig. Der Ring aus Weißgold aus der Serie mit Diamantenbesatz (1) mutet dagegen vorgestrig und gerade deshalb aktueller an. Denn mindestens so präsent wie Silber in den Nullerjahren ist Gelbgold oder Rotgold seit Beginn der Zehnerjahre. Auch bei Tiffany & Co. legen die Kundinnen

dieser Tage noch Gelbgold an, viele Mittdreißigerinnen hüten einen wahren Schatz an filigranen Ringen, Armreifen und Kreolen mit dieser Legierung. Schön, wenn diese Stücke bleiben – und wenn trotzdem auch mal wieder etwas Neues hinzukommt. Zum Beispiel der Ring namens „Ich liebe“ in limitierter Auflage von Wellendorff (6). Oder klitzekleine Ohringe und Single-Kreolen von Maanesten (2) und Ina Beissner (4) – jungen Marken mit den Gründungsjahren 2010 und 2011. Auch Ole Lynggaard (3) hat vom Gelbgoldrausch der vergangenen zehn Jahre profitiert. Diesen Bangle – noch so ein Nullerjahre-Thema – gibt es nun aus Weißgold. Wer sich damit wirklich auskennt: natürlich Trauringspezialisten wie Niessing (5), die auch noch Weiß an ihn verkauften, als sie sich für Gelb entschieden hatte. Das Colette-Armband ist aus Platin, und es könnte farblich mit einem anderen großen Schmucktrend der jüngeren Vergangenheit harmonisieren, dem Prinzessinnen-Verlobungsring mit großem Stein und Weißgold-Fassung. Den tragen auch viele Millennial-Frauen am Finger, trotz des vielen Gelbgolds. (jwi.) Fotos Schmott Studios



MR MARVIS

ENTDECKE DIE PERFEKTEN SHORTS

Mit acht verschiedenen Modellen - von smart bis sportlich - bietet MR MARVIS die perfekten Shorts für jede Gelegenheit. MR MARVIS Shorts werden in Portugal aus hochwertigen Stoffen wie Stretch-Baumwolle, luftigem Piqué und leichtem Leinen handgefertigt. Verfügbar in über 60 raffinierten Farben und mit der ultimativen Passform. Für welche entscheidest du dich?



BESTELLE JETZT AUF [MRMARVIS.DE](https://www.mrmarvis.de)

SNEAK AROUND (42): EKN Footwear Larch

► Was muss ich über EKN wissen?

Das Frankfurter Schuhlabel EKN Footwear spezialisiert sich auf qualitativ hochwertige Schuhmode mit minimalem ökologischen Fußabdruck. Die Produktion findet in einer kleinen Manufaktur in Portugal statt, unter fairen Arbeitsbedingungen. EKN bezieht nach Möglichkeit die Rohstoffe aus der Region und versucht, alle Abfälle in der Produktionsstätte zu recyceln. Um die Qualität der Schuhe zu wahren und Ressourcen zu schonen, wird nur in kleinen Stückzahlen produziert. Neben Schuhen aus chromfrei gerbtem Leder werden auch vegane Turnschuhe angeboten.

Was macht das Modell Larch besonders?

Der Larch ist erstmals 2019 auf den Markt gekommen und zählt zu den erfolgreichsten Silhouetten von EKN. Das Modell besteht aus veganem Materialmix. Das Obermaterial ist aus recyceltem Kunstleder und Neopren, die Fütterung aus recyceltem Neopren und Mesh. Die EVA-Sohle ist aus wiederverwerteten Materialien und recyceltem Chloropren-Kautschuk. Die Chunky-Sohle rundet den Look ab.

Wer steckt hinter EKN?

Der Münsteraner Noel Klein-Reesink ging nach dem Abitur zum Skateboarden nach New York. Er jobbte in einem Bio-Café in Brooklyn und beschäftigte sich immer mehr mit dem Thema Nachhaltigkeit. Zurück in Deutschland studierte er Kommunikationswissenschaften und arbeitete nebenbei als Werkstudent bei New Balance. Nach Stationen bei Adidas und Hessnatur gründete er heute dreifache Familienvater 2015 EKN. Das Ziel: urbanen Streetstyle mit ökologischen und sozialen Standards zu verbinden. „Ich wollte schon immer irgendwas mit Lifestyle machen und gleichzeitig etwas, das die Welt verbessert“, sagt Klein-Reesink.

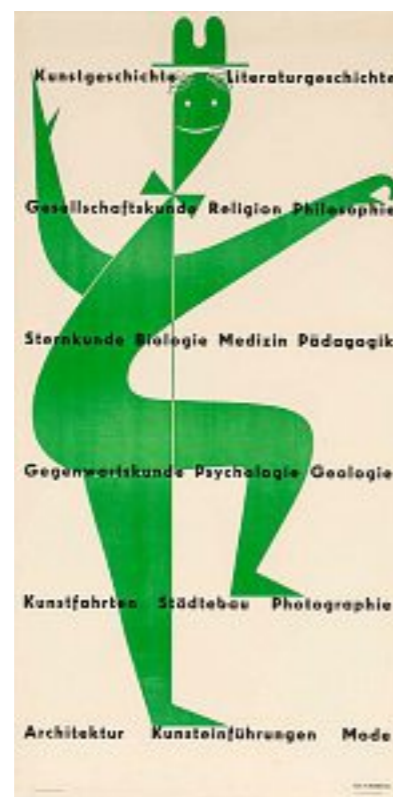


Woher kommt der Name?

„Ekn“ [i'kin] heißt „Samen“ oder „Saatgut“ in einer alten osmanischen Sprache. So lässt sich auch der Grundgedanke der Marke verstehen: gute Ideen pflanzen – in der Hoffnung, dass etwas Dauerhaftes daraus erwächst.

Was unterscheidet EKN von anderen Marken?

Michael Schmitz, Leitender Vertriebsmanager bei EKN, sagt: „Wir wollen gar nicht gegen die großen Sneaker-Marken ankommen. Unser Ziel ist es, eine klare, nachhaltige Alternative zu bieten.“ Dabei spielt das Thema Design eine große Rolle. „Damit können wir Konsumenten letztlich überzeugen“, sagt Klein-Reesink. „Von der Sandale bis zum Boot gibt es bei uns alles.“ Dafür arbeitet EKN mit verschiedenen Designstudios in Europa zusammen. *Aylin Güler*



100 JAHRE OTL AICHER

Er gestaltete den Wiederaufbau

► Politisch war er immer und bis zuletzt – die Zeit des Nationalsozialismus hatte ihn geprägt. Auch weil Otl Aicher, der eigentlich Otto hieß, widerständig war, er schon 1937 mit gerade einmal 15 Jahren verhaftet worden war, nachdem er in Berlin eine „entartete“ Ausstellung besucht hatte. Zwei Jahre später lernte er über seinen Klassenkameraden Werner Scholl seine spätere Frau Inge kennen, die älteste Schwester von Hans und Sophie Scholl. Mit ihr zusammen prägte er nach dem Krieg maßgeblich das Bild der beiden Geschwister, die als Mitglieder der Weißen Rose im Februar 1943 in München hingerichtet worden waren. Nach dem Krieg bekam Otl Aicher auch erst sein Abiturzeugnis ausgehändigt, was ihm die Nazis zuvor verweigert hatten, weil er sich keiner ihrer Organisationen, etwa der Hitlerjugend, anschließen wollte.

Dann aber machte er schnell als Grafikdesigner Karriere, gründete unter anderem in Ulm 1946 erst die Volkshochschule mit, sieben Jahre später dann die berühmte Hochschule für Gestaltung, die HfG Ulm. Ihm genauso wie Inge Aicher-Scholl, der ersten Leiterin der „vh Ulm“, ging es vor allem darum, die Menschen aufzuklären. Über das „Dritte Reich“. Es wurde ein Ort der geistigen Neuorientierung, eine Art Hochschule für Politik, so wie

es später auch die HfG Ulm werden sollte, mit Studenten aus aller Welt, die ästhetische Defizite beheben und dazu beitragen sollten, dass in Deutschland eine friedliche, demokratische und freie Gesellschaft entstehen konnte.

Aicher war in vieler Hinsicht der Kopf dieser Ideen und auch ihr Gestalter. Hunderte Plakate entwarf er alleine in den ersten Jahren für die „vh Ulm“, etwa zum Thema „Wiederaufbau“. In seinem Grafikbüro in Ulm, dem „studio o“, entwickelte er aber auch das Erscheinungsbild von Unternehmen wie der Lufthansa und von Veranstaltungen wie den Olympischen Spielen in München 1972. Mit Mitte 40 wurde Aicher 1967 zum Gestaltungsbeauftragten des Großereignisses ernannt. Sein Leitsatz: „Man ist so, wie man sich zeigt, und man zeigt sich so, wie man ist.“

Sein Designanspruch war umfassend, eigens von ihm gestaltet für die Spiele wurde alles – von den Uniformen der Ordnungskräfte über die Programmhefte und Plakate bis hin zu den Parkscheinen. Besonders bekannt bis heute: seine Piktogramme zu den einzelnen Sportarten. Mit 69 Jahren starb Aicher 1991 auf makabre Weise: beim Rasenmähen, als er auf seinem Traktor rückwärtsfahrend mit einem Motorradfahrer kollidierte. *Peter-Philipp Schmitt*



„100 Jahre 100 Plakate“: Otl Aicher wäre am 13. Mai 100 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass zeigt das Museum Ulm noch bis zum 8. Januar 2023 eine Ausstellung mit einer Auswahl von 100 Plakaten des Grafikdesigners.



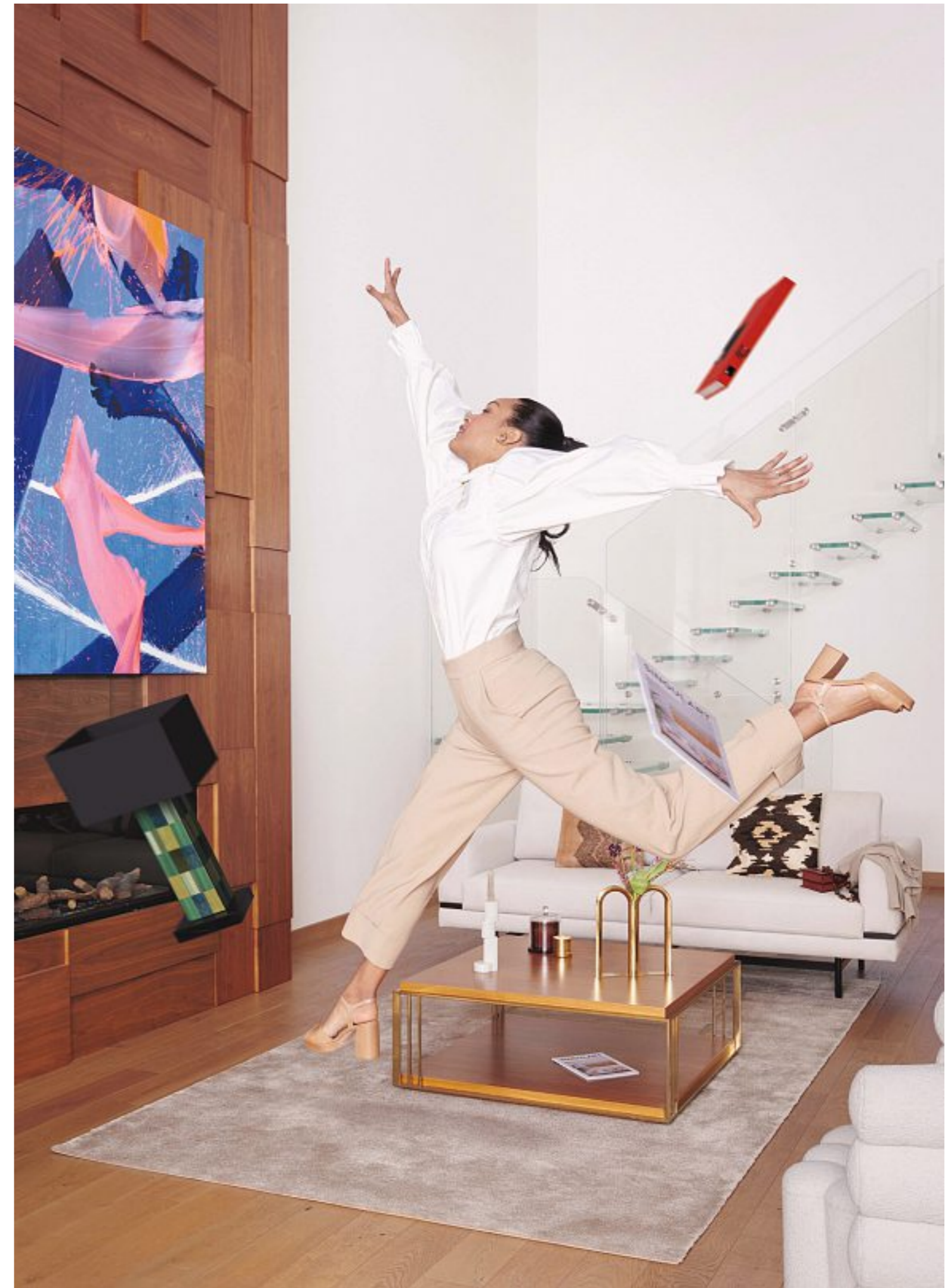
► Die Überschrift ist Programm: „Mich hat zwar niemand danach gefragt, ich sage Ihnen aber trotzdem mal meine Meinung“, sagte Fran Lebowitz in unserem April-Heft. Eine scharfsichtige und originelle Meinung hatte die Autorin zu fast allem: Andy Warhol, Donald Trump, Smartphones, der Welt. Das ganze Interview und noch mehr Bilder von Idris Solomon sind nun online: einfach die Handy-Kamera auf den QR-Code halten!



Foto: Aylin Güler/Florian Aicher/HfG-Archiv, Ulm (Ul), Idris Solomon



SINGULART



Moving the world with creativity



Discover the video on
WWW.SINGULART.COM
ART AND DESIGN GALLERY



Als Karrie Fransman und Jonathan Plackett ihrer Tochter Märchen vorlasen, störten sie sich an den veralteten Rollenbildern. Warum sollten nur Frauen so kapriziös sein, unter 20 Matratzen eine Erbse zu spüren? Sie drehten die Dinge einfach um: Rapunzel ließ einen Bart runter, und Dornröschen erlöste eine Prinzessin. Heraus kam das Buch „Der Prinz auf der Erbse – und andere umgekehrte Märchen“ (Kein & Aber).

Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von
Anke Schipp

#

131

Der Winter ist vorbei, aber die Abende können noch kühl sein. Statt ins Haus zu gehen, lieber mit Decke aus Merinowolle und Kaschmir in den Sternhimmel schauen. (Blomus)

Stimmt so (nicht)!

Trinkgeldkultur ist in jedem Land anders, aber nur in einem gibt es sie überhaupt nicht. In Japan ist es üblich, im Restaurant oder Taxi jemanden extra zu belohnen. Es kann sogar als Beleidigung aufgefasst werden, denn guter Service soll in Japan selbstverständlich sein und nicht belohnt werden müssen.



Kein gutes Bauchgefühl?
Dagegen hilft ein erfrischender
Trunk aus Wildkräutern von Kruut.



Der belgische Designer Dries van Noten hat seine erste Parfumserie auf den Markt gebracht, und alle seine Flakons sind so schön wie die Entwürfe seiner Kleider. Gut, dass die Sammlerstücke nachfüllbar sind.



Entzückende Tierwesen tänzeln über die Teller, die der Künstler Martin Fengel als Special Edition für den Porzellanhersteller Schönwald geschaffen hat (mit Diez Office).

21, 22, 23...

Energiesparen ist die neue Achtsamkeit. Wasserkocher zum Beispiel heizen schnell auf, verbrauchen aber viel Strom. Tipp: immer nur so viel einfüllen, wie man braucht. Wer nicht immer wieder abmessen möchte, lässt einmal Wasser vom Hahn in die Kanne laufen, zählt langsam mit – und weiß beim nächsten Mal, wie lange das Wasser laufen muss, so dass man eine Füllung hat.



Wegen Corona mussten die Oberammergauer 2020 kurz vor der Premiere die Proben im Festspielhaus abbrechen und ihre Passionsspiele um zwei Jahre verschieben. Jetzt lief dank täglicher Testung alles glatt. Am 14. Mai ist endlich Premiere.



In einem durchschnittlichen Kleiderschrank lagern 147 Anzihsachen. Ein Drittel davon ist jünger als ein Jahr. Das haben Studenten der Hochschule Macromedia herausgefunden, als sie sich 376 Schränke und deren Inhalt angeschaut haben.



Endlich gute Nachrichten in diesem Jahr: Arcade Fire sind zurück (auch wenn sie mit Will Butlers Abgang mal wieder ein prominentes Mitglied verloren haben). Das Album heißt „We“. Und man könnte sich 2022 mit noch einer guten Nachricht versüßen, indem man Konzertkarten für die kanadische Band bekommt, die einst von David Bowie himself entdeckt wurde.

Fotos: Frank Roth, Finn Winkel, AP, Herabiller ©

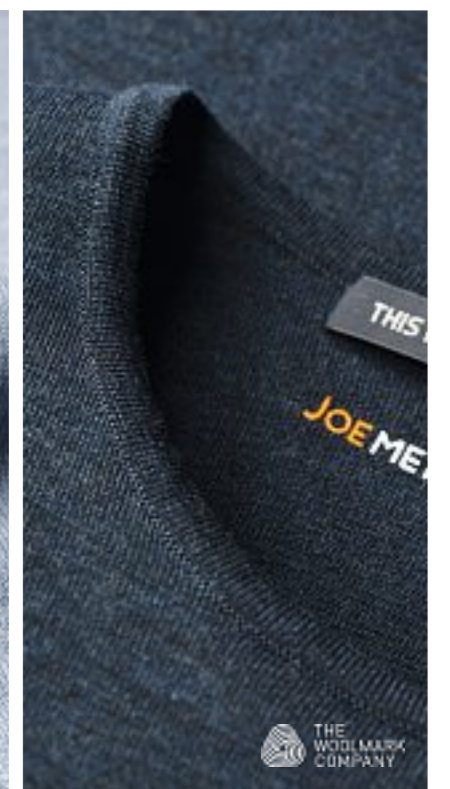
MERINOWOLLE IN PERFEKTION



100% MERINOWOLLE | 30+ MODELLE | 50+ FARBEN

Joe Merino – das sind hochwertige Lieblingsstücke für Männer, die ebenso großen Wert auf Stil wie auf Tragekomfort legen. Unsere Pullover, Strickjacken und Shirts bestehen aus 100% Merinowolle und sind in mehr als 50 Farben erhältlich. Um Joe zu beschreiben, braucht es nur vier Worte: Beste Qualität & höchster Tragekomfort.

Überzeugen Sie sich am besten selbst und besuchen Sie uns in einem unserer Stores oder online auf joemerino.com. Kostenlose Lieferungen und Rücksendungen.



JOEMERINO.COM

Luxury Merino Knits for Men

AMSTERDAM
Kerkstraat 167-171

ANTWERPEN
Kloosterstraat 28

DÜSSELDORF
Kasernenstraße 14

DEN HAAG
Mail of the Netherlands

f

Frau El Ouassil, wenn man Sie fragt, wer Sie sind – was sagen Sie?

Sie steigen ja gleich mit einer existenzphilosophischen Frage ein! Es gibt darauf keine richtige Antwort.

Man beantwortet immer nur die Frage: Was sind Sie? Also: Als was arbeite ich? Welcher Gruppe fühle ich mich zugehörig?

Nun denn: Was sind Sie?

Im Moment sage ich: Publizistin.

Warum nicht Journalistin? Sie schreiben regelmäßig für „Spiegel online“ und das Medienkritik-Portal „Übermedien“.

Ich habe das große Privileg, dort jeweils eine Meinungskolumne zu haben. In der bringe ich, mehr oder weniger ästhetisiert, erst einmal ein persönliches Gefühl über die Welt zum Ausdruck, manchmal wage ich mich auch zaghaft an eine Gegenwarts- oder Gesellschaftsanalyse heran. Das ist für mich noch kein journalistisches Arbeiten.

Sie haben mit Friedemann Karig ein sehr lesenswertes Buch über die Allgegenwart von Narrativen geschrieben: „Erzählende Affen“. Sie könnten sich auch Philosophin nennen.

Danke, aber auch das würde ich nicht wollen. Wahrscheinlich denke ich da noch in sehr konservativen, von meiner universitären Sozialisierung geprägten Kategorien. Ich darf zum Beispiel mir sagen, ich bin Kommunikationswissenschaftlerin, weil ich da ein Studium abgeschlossen habe. Aber ich arbeite nicht in der entsprechenden Forschung, bin nicht im akademischen Betrieb. Deswegen scheue ich auch vor dieser Selbstbeschreibung zurück.

Damit übernehmen Sie das Dünkel-Narrativ von Professoren. Das Narrativ des Respekts vor der akademischen Arbeit ist ein anderes als das Narrativ, sich abgrenzen zu wollen vom angeblich unqualifizierten Pöbel.

Sie nutzen beim Sprechen viel wissenschaftlichen Jargon. Eine Form der Kompensation?

Ich bin zweisprachig aufgewachsen. Ich denke viel auf Französisch, übertrage das dann direkt ins Deutsche und hoffe, das Wort existiert. Ich sehe dann meistens an der Reaktion meines Gegenübers, das war jetzt ein viel zu kompliziertes Wort, um etwas sehr Einfaches auszudrücken. Aber das ist kein intentionelles Sprechen, sondern nur die eingedeutschte Version eines für mich nicht fremden Fremdworts.

Sie sind vom „Medium Magazin“ zur „Kulturjournalistin des Jahres“ gekürt worden. Wenn Ihnen beim Schreiben mal das deutsche Wort fehlt, denken Sie dann: Oh je, und das als Kulturjournalistin des Jahres!

Ich habe tatsächlich ein mildes Impostor-Syndrom, das heißt, ich denke, das Lob, das ich bekomme, steht mir gar nicht so richtig zu. Frauen sind davon viel häufiger betroffen als Männer.

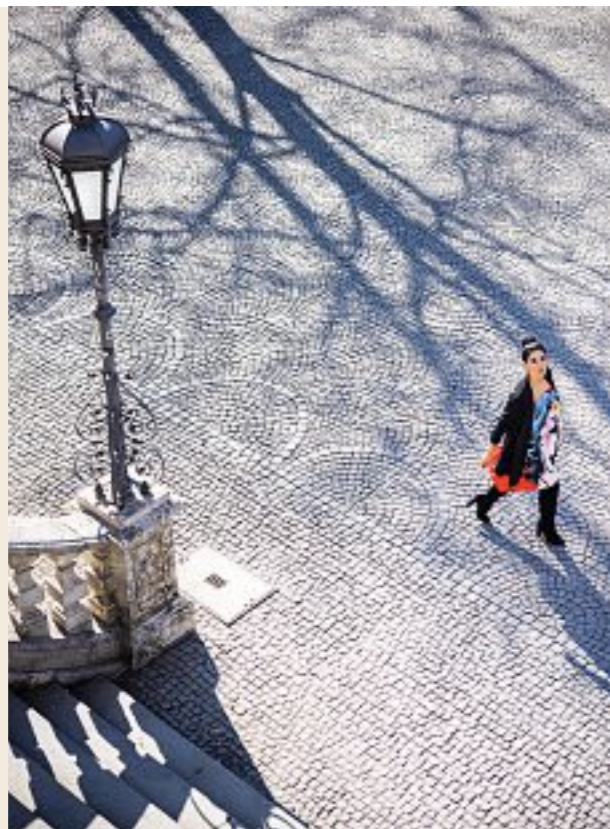
Wie gehen Sie damit um?

Ich pflege das als eine gesunde Form von Selbstkritik in dem Bestreben, dem gerecht zu werden, was andere in mir sehen.

Das klingt nach Fremdbestimmung.

Finde ich nicht. Mein Ziel ist es, durch meine Herzensbildung die Person zu werden, die ich bin. Nach dem Nietzsche-Satz: Werde, der du bist. Andere Personen als Spiegel sind dafür sehr wichtig. Es kann ja sein, dass ein

Samira El Ouassil, 1984 als Tochter eines Marokkaners und einer Deutschamerikanerin in München geboren, ist Autorin, Schauspielerin und Musikerin. Zuletzt veröffentlichte sie (mit Friedemann Karig) bei Ullstein das Buch „Erzählende Affen“.



„GESCHICHTEN MACHEN UNS UNSTERBLICH“

David gegen Goliath, Gallier gegen Römer, Gut gegen Böse: Wir alle denken in Narrativen, sagt die Publizistin Samira El Ouassil. Ein Gespräch über die Macht der Erzählung und die Bedeutung der Wissenschaft.

Von Timo Frasch

Fotos Thomas Dashuber

Gegenüber schon etwas über einen selbst erkannt hat, das man sich selbst noch gar nicht zu denken traut. Eine Annäherung an dieses Spiegelbild empfinde ich nicht als servile Geste gegenüber einem imaginierten Publikum, sondern als Möglichkeit, meinen eigenen Erwartungen an mich genügen zu können.

Von Max Frisch stammt der Satz: Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält. Hört sich gut an, aber stimmt er auch?

Ja – ich würde nur nicht „erfinden“ sagen, sondern „konstruieren“. Erfinden klingt nach einem schöpferischen Prozess. Aber das trifft es nicht. Es ist einfach in uns angelegt, in Geschichten zu denken. Das ist wie Farben sehen: Wir können sie nicht nicht sehen. Aber so wie

wir Farben zumindest unterscheiden und benennen können, können wir über Narrative reflektieren.

„Konstruieren“ könnte auch deswegen passender sein, weil es nicht um einen einmaligen Wurf geht. Der Mensch bastelt ja permanent an der eigenen Identität.

Da sind wir wieder bei der Frage: Wer sind Sie? Sie sind ja heute ein ganz anderer als der, der Sie mit acht Jahren oder mit 20 waren. Trotzdem handelt es sich bei den drei Versionen um dieselbe Person.

In „Erzählende Affen“ erwähnen Sie die Parabel vom Schiff des Theseus. Der antike Schriftsteller Plutarch stellte dazu die Frage: Würde man an dem Schiff nach und nach alle Planken austauschen, von wann an hörte es auf, dasselbe Schiff zu sein? Wenn alle ausgetauscht sind? Nie?

Die Unbeantwortbarkeit dieses Gedankenexperiments verweist auf die Unbeantwortbarkeit der Frage nach der Identität. Ich zum Beispiel bekomme graue Haare. Meine Haare sind seit jeher Teil dessen, wie ich wahrgenommen werde. Die Leute sagen, ah, sie hat wohl Migrationshintergrund, sie ist so und so alt. Aber ich bin ja auch mit grauen Haaren Samira El Ouassil. Das Äußere kann schon deshalb nicht die Identität bestimmen, weil es ständig im Wandel ist.

Sie färben Ihre Haare. Warum?

Am Anfang hatte das berufliche Gründe. Ich habe ja auch als Schauspielerin gearbeitet, da ist es einfacher besetzt zu werden, wenn man eindeutig ein Spielalter und einen Phänotyp bedienen kann. Dazu kommt, dass ich mir mit dunklen Haaren besser gefalle. Und dann gibt es noch einen dritten, eigentlich dummen Grund, der vor allem in der Pandemie offensichtlich

wurde, als die Friseure geschlossen hatten: Wenn mich mein Vater mit grauen Haaren sah, war er manchmal ein bisschen garstig zu mir: „Du musst wieder deine Haare färben lassen!“ Das fand ich fast paternalistisch, was ich gar nicht kannte von ihm. Zudem fühlte ich mich gegängelt für etwas, wofür ich nichts kann. Im Gegenteil, ich habe die frühen grauen Haare wohl von ihm geerbt. Irgendwann habe ich aber verstanden, was meinen Vater bewegte: Er sah in mir seine eigene Vergänglichkeit gespiegelt. Das hat mich traurig gemacht.

Was bedeutet Ihr attraktives Äußeres für Ihre Arbeit? Nutzen Sie es, begrenzt es Sie?

Meine vestimentäre Existenz, mein Geschminktsein entsprechen dem, was ich selbst mag. Man kann eine gewisse Hyperfeminisierung aber auch als subversives Instrument einsetzen. Als ich 2009 die Kanzlerkandidatin für die Satirepartei „Die Partei“ gab, habe ich auf die Objektifizierung von Frauen im öffentlichen Leben und die sexistische Verkörperlichung des Wahlkampfs aufmerksam gemacht, indem ich tiefes Dekolleté zeigte und Sachen sagte wie: Es muss ein Rock durch Deutschland gehen.

Auch in Ihren Texten arbeiten Sie gerne mit satirischen Mitteln. Warum?

Ich habe manchmal Angst, Menschen oder Sachverhalten, über die ich schreibe, Unrecht zu tun. Gleichzeitig weiß ich, dass es nicht die Aufgabe publizierender Menschen ist, nett zu Mächtigen zu sein, sondern den Finger in die Wunde zu legen. Satire hat den Vorteil, dass sie die Wunden, die sie aufreißt, zugleich auch desinfiziert.



In Ihrem Umfeld tauchen immer wieder ein paar Jungs auf, mit denen Sie auch satirisch verbunden zu sein scheinen. Timon Karl Kaleyta, Tilman Ezra Mühlenberg und Martin Martin Schlesinger.

Zusammen haben Sie in Düsseldorf das „Institut für Zeitgenossenschaft“ (IfZ) betrieben. Sie als angebliche Gleichstellungsbeauftragte. Existiert das noch? Es existiert noch genauso, wie es vor fünf Jahren nicht existiert hat.

Als Witz. Na ja, wir haben ja auch eine „Jahrhundertschau des Wissens“ und weitere Ausstellungen organisiert und sogar ein Buch veröffentlicht.

„Die 100 wichtigsten Dinge“. Es war wie bei Baudrillards Simulacrum. Wir haben so lange so getan, als sei das IfZ real – bis es dadurch tatsächlich real wurde. Jetzt gibt es also dieses durchaus ernstzunehmende Buch mit durchaus ernstzunehmenden Texten von ganz großartigen Gastautor:innen. Und ausgestellt haben wir auch dazu – zum Beispiel im Düsseldorfor Kunstpalast oder auch im Kreismuseum Peine.

In Peine zeigten Sie die 100 wichtigsten Dinge. Das war die Idee. Das Blöde war nur, wir hatten die Dinge ja gar nicht, sondern nur Fotos davon. Aber da wir ganz lieb nach Peine eingeladen worden waren, versuchten wir, die Dinge in einer Hauruckaktion zu organisieren. Aber organisieren Sie mal ein Stück Boden oder ein Loch. Ein anderes der 100 wichtigsten Dinge war Schaum. Jeden Tag musste einer ins Kreismuseum Peine fahren, um neuen Schaum aufzuschäumen.

Man weiß bei Ihnen nicht immer, was Wahrheit ist und was Fiktion. Haben Sie keine Angst, dass diese Seite an Ihnen Ihre Glaubwürdigkeit bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Narrativen untergräbt? Ich würde sagen, es macht mich gerade zu einer Expertin für Narrative: weil ich alle Wahrheits- und Seriositätsarten selbst schon einmal durchlaufen habe.

Dann wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass Sie dem Hochbegabten-Verein Mensa angehören. Was braucht man dafür? Ich frage für einen Freund. Man macht ganz banal einen Intelligenztest, und Personen mit 130 plus können dann Mitglied werden.

Wie viel hatten Sie? Das ist wie nach dem Gewicht fragen. Man spricht nicht darüber.

Sie haben in Serien mitgespielt wie „Sturm der Liebe“ und „Bergdoktor“. Welche Geschichte haben Sie sich darüber erzählt, um zu verhindern, dass Sie es nicht ans Burgtheater geschafft haben? Wenn mir etwas so viel Spaß macht wie der „Bergdoktor“, dann gibt es für mich keinerlei Grund zur Selbstverleugnung oder gar zur Reue. Reue ist sowieso das schrecklichste Gefühl der Welt: Man trägt selbst die Schuld daran, und es tritt immer dann ein, wenn es schon zu spät ist.

Reue kann auch zur Umkehr führen. Ich beobachte eher, dass Menschen an falschen Lebensentscheidungen festhalten, weil sie schon so viel investiert haben und weil der Weg zurück so weit ist. Sascha Lobo hat das sehr schön gezeigt anhand der Frage, warum es kaum noch Impfgegner gibt, die ihre Meinung ändern. Sie wollen der Held oder die Heldin der eigenen Geschichte bleiben – wie wir alle.

Was muss im Leben Schlimmes passieren, dass das nicht mehr geht? Je größer eine Niederlage oder ein Frevel ist und je größer die persönliche Beteiligung daran, desto stärker muss die Geschichte sein, um mit sich selbst wieder mehr oder weniger ins Reine zu kommen. Man kann das gut am Nationalsozialismus studieren. Das Verbrechen des Holocausts war so monströs, dass zur Rechtfertigung die totale Antagonisierung, gar die Entmenschlichung der Opfer notwendig war.

Wie beurteilen Sie den Krieg in der Ukraine unter narrativen Gesichtspunkten?

Der Krieg wurde mit zwei Lügen begründet: dass die Ukraine nicht existiere und dass sie entnazifiziert werden müsse, das russische Militär also der Befreier sei. Dem haben die ukrainische Regierung und die Bevölkerung durch ihren zähen Widerstand eine eigene „David gegen Goliath“-Erzählung entgegengestellt, welche die Lügenmärchen von Putin international entlarvt hat. So gut wie jeder kennt jetzt die Geographie dieses Landes und seinen demokratisch gewählten Vertreter, der offensichtlich kein Nazi ist, vor dem die Ukraine gerettet werden muss. Putin hat den Krieg auf narrativer Ebene außerhalb Russlands verloren.

Wie erzählen wir uns im Westen diesen Krieg? Ich beobachte, dass Menschen meines Alters und jünger die Internet- und Comic-Kultur als Referenzsystem zum Verständnis des Kriegs nutzen. In Memes werden eindeutig Bösewichte und Helden populärer Erzählungen mit Putin und Selenskyj zusammengebracht. Es scheint, als kompensierten wir die Abwesenheit historisch prägender Bezugspunkte durch uns prägende fiktionale Bezugspunkte. Wir machen uns Krieg zum Kino. Die Kommentatorin Kate Knibbs nennt das die Marvelisierung des Kriegs, also eine Reduktion des Konflikts auf die Struktur von Superheldenfilmen, auf eine klare „Gut gegen Böse“-Erzählung. Dabei bleibt wenig Spielraum für die Komplexität der Abhängigkeiten und für die „konstruktive Mehrdeutigkeit“ eines Henry Kissinger. Das kann dazu führen, dass man denkt, die Lösungen seien so simpel wie in den Filmen. So ist es natürlich nicht.

Der ukrainische Präsident Selenskyj war früher Schauspieler und Comedian. Merkt man das seiner Art zu kommunizieren an? Absolut – und nicht nur das: Seine Arbeit als Comedian hat ihn ironischer- und tragischerweise auf die Rolle als Kriegspräsident vorbereitet. Comedy und eine politische Rede an die Nation haben viele handwerkliche Überschneidungen: Es geht um Präsenz, Timing, Rhythmusgefühl, Rhetorik und die Fähigkeit, Monologe schnell verinnerlichen und überzeugend präsentieren zu können.

laut Baudrillard – wir hatten ihn vorher schon erwähnt – den Krieg zum Simulacrum machte. Hier nun haben wir, wie manche Kommentatoren es beschrieben, den ersten Tiktok-Krieg, der durch seine Nahbarkeit zu einer starken Mobilisierung führt. 1972 war es das Foto der nackten, versehrten Phan Thi Kim Phuc in Vietnam, das Menschen weltweit zu Demonstrationen auf die Straßen brachte und so die amerikanische Regierung unter Druck setzte. Heute haben wir ein ganzes Meer von Bildern und Videos in unseren Feeds, die in den sozialen Medien zu den typischen Solidaritätsdynamiken führen. Die Heroisierung von Selenskyj ist hierbei menschlich nachvollziehbar, aber gerade der Journalismus sollte nicht bewundern, sondern beweisen.

Wenn man als Held, etwa als Kriegsheld stirbt, lebt man dann nicht fort in den Geschichten, die über einen erzählt werden? Ich meine das ziemlich buchstäblich. Geschichten sind eine Art Elysium, auf das die Lebenden Zugriff haben, sie machen uns unsterblich. Aber ich wehre mich gegen das Konzept des Kriegshelden. Jeder Mensch, der stirbt, ist vor allem ein Opfer des Kriegs. Dass jemand heldenhaft umkommt und dieser Heldentum in Erzählungen konserviert werden könnte, macht seinen Tod nicht weniger tragisch und sinnlos. Es gibt nichts Romantisierbares daran, und es handelt sich auch nur um einen narrativen Mechanismus, der dem frühen Tod einen Sinn verleihen soll. Geschichten überwinden zwar die Sterblichkeit, aber nie das Sterben.

Sind Sie gläubig? Ich sage immer, dass ich Agnostikerin bin, weil ich es einfach nicht wissen kann, ob es einen Gott gibt oder nicht. Ich empfinde das im positiven Sinne als einen stoischen Zustand.

Sie verwenden gerne das Wort Ambiguitätstoleranz. Passt das hier? Absolut. Wir sehen uns nach Eindeutigkeiten. Aber die gibt es nur sehr selten. Damit müssen wir lernen umzugehen.

Geschichte verändern, den Held mal sympathischer präsentieren, den Antagonisten mal noch antagonistischer. Er kam dadurch auf eine komplizierte Formel, die man verkürzt so wiedergeben kann: Je strahlender der Held ist, je böser der Bösewicht und je größer die Herausforderung, die der Held zu bestehen hat, desto größer die Befriedigung, die wir durch die Ausschüttung von Dopamin beim Happy End empfinden – umso größer aber auch die Abneigung gegenüber dem Feind. Das amerikanische Militär unterstützte diese Untersuchung. Es wollte wissen, wie man Geschichten nutzen kann, um Überzeugungen von Menschen zu ändern. Havens Formel nannten sie in der internen Kommunikation „Radikalisierungs-potential“. Das zeigt, dass das Militär die Wirkmacht von Geschichten sehr gut verstanden hat.

Die wohl größte Herausforderung unserer Zeit ist die Erd erwärmung. Warum gibt es darüber so wenig gute oder gar heroische Geschichten? Die Klimakrise ist inkompatibel mit der Art, wie wir denken. Unser Gehirn narrativiert die ganze Zeit, versucht, Protagonisten auszumachen, den Anfang und das Ende einer Geschichte. Doch das gibt die Klimakrise nicht her. Wo und was ist der Berg, der überwunden, der Drache, der getötet werden muss? Von welchem Helden oder welcher Heldin? Der Philosoph Timothy Morton hat das Konzept des Hyperobjekts entwickelt. Hyperobjekte sprengen unser raum-zeitliches Vorstellungsvermögen. Die Klimakrise ist ein Hyperobjekt. Sie lässt uns indifferent, weil sie uns kognitiv überfordert, denn Informationen, die zu abstrakt sind, zu zahllos, Zahlen,



Daten, Fakten, bleiben im narrativen Netz unseres Gehirns nicht hängen.

Sie sind trotzdem nicht ohne Hoffnung. Warum? An den etlichen Debatten übers Gendern sieht man, dass eine gesellschaftliche Mobilisierung möglich ist, wenn wir uns im moralischen Kern unserer Identität angegriffen fühlen. Untersuchungen haben gezeigt, was im Gehirn passiert, wenn Probanden mit Meinungen konfrontiert werden, die ihrer eigenen Haltung widersprechen. Zum Beispiel beim Thema Waffenbesitz. Da werden dieselben Areale aktiviert wie bei einer existentiellen physischen Bedrohung, etwa durch einen heranrasenden Bus. Wenn wir es schaffen, den Menschen klarzumachen, dass die Klimakrise etwas ist, was sie in ihrer Identität, in ihrem moralischen Kern angreift und Werte wie „Ich möchte meinem Kind eine Welt mit sauberem Wasser und gesundem Wald hinterlassen“ verletzt, dann könnte eine Mobilisierung entstehen, die in eine Handlung übersetzt wird und dann hoffentlich zur selben Entschlossenheit führt, mit der auf Twitter übers Gendern oder Identitätspolitik debattiert wird.

Kommen wir zu etwas Überschaubarerem: Bayern. Als gebürtige Münchnerin haben Sie in Ihrer „Spiegel“-Kolumne beklagt, dass es keinen bayerischen Minister im Ampel-Kabinett gibt. Das war mein Beitrag zur Identitätspolitik.

Vielleicht können Sie auch in einer anderen Sache helfen: Die CSU sucht gerade nach einem neuen Bayern-Narrativ, als Nachfolger von „Laptop und Lederhose“. Heißer Kandidat: „Leberkäs und Laser“. Was?!! Ernsthaft? Und worauf bezieht sich Laser?

Hightechland Bayern. Oh mein Gott.

„Leberkäs und Laser“ ist also das eine Narrativ, das andere: der freie Süden gegen den preußischen Norden. Bringt uns das weiter? „Leberkäs und Laser“ muss ich gedanklich erst noch kurz verdauen, also erst mal was zum freien Süden gegen den saupreußischen lustfeindlichen Norden. Das ist natürlich der Versuch, den Rest der Welt zu antagonisieren, das ist ja so ein Gallier-Narrativ. Ein gutes eigentlich, ein wirkungsvolles, aber kein schönes. Sich selbst zu den Widerständlern im Süden zu erklären, macht den Freistaat Bayern klein. Und was „Leberkäs und Laser“ betrifft: Eine Alliteration ist noch kein Narrativ.

Der Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke hat mal in der F.A.S. gesagt: „Die Narrative, in denen man selbst steckt, durchschaut man nicht, man sieht nicht, wie lächerlich und haltlos sie sind.“ Was macht Sie sicher, dass Sie mit Ihrem Buch nicht auch in einem Narrativ feststecken? Die von uns präsentierte Vorstellung des Menschen als Geschichtenerzähler, als Homo narrans, ist natürlich selbst auch eine Erzählung. Ihre Grundlage ist aber die neurologische und psycholinguistische Forschung.

Auch in der Pandemie berufen sich viele auf Forschung und Wissenschaft – das schützt sie nicht davor, fundamental in Zweifel gezogen zu werden, durch Verschwörungserzählungen oder die Feststellung, es gebe nicht „die“ Wissenschaft. Was Wissenschaft auszeichnet, ist wissenschaftliches Arbeiten. Das heißt, das Bestreben, mit validen Mess-

Schriftstellerin und Spitzenkandidatin: Bei Auftritten wie auf der Frankfurter Buchmesse 2021 trägt Samira El Ouassil gerne ihre Lieblingsschuhe – Overknees. Im Bundestagswahlkampf 2009 gab sie die Kanzlerkandidatin der „Partei“ des Satirikers Martin Sonneborn.

instrumenten intersubjektiv nachvollziehbare Ergebnisse zu erzielen. Wenn jemand sagt, es gebe nicht „die“ Wissenschaft, würde ich das sogar unterschreiben. Was es aber sehr wohl gibt: Wissenschaft. Und wissenschaftliche Methoden, die dazu führen, dass eine Arbeitshypothese verfestigt oder falsifiziert werden kann. Das heißt, der Umstand, dass jemand sagt, ich hinterfrage das und versuche dieses Hinterfragen zu belegen, ist eigentlich ein Hinweis, dass hier gerade versucht wird, wissenschaftlich zu arbeiten. Hinzu kommt, dass die neurologische Forschung, auf die wir uns berufen, weniger dehnbar ist als etwa die geisteswissenschaftliche. Das sind Messdaten, die unabhängig sind von der Art, wie sie von Menschen gelesen werden.

Nicht nur Koschorke, auch Sophia Thomalla hat dafür plädiert, manche unserer Narrative zu hinterfragen, jüngst in der F.A.Z. Das Interview mit ihr habe ich gelesen, fand ich super!

Thomalla warf zum einen die Frage auf, warum sie von Feministinnen nicht als emanzipierte Frau akzeptiert werde, obwohl sie ihr eigenes Geld verdiene und stets mache, worauf sie Lust habe. Zum anderen stellte sie zur Diskussion, warum sehr dünne weibliche Körper in den Medien problematisiert würden, während man über dicke sage: Schön, dass du dich wohlfühlst. Hat sie da nicht in beiden Fällen einen Punkt? Sie hat recht, was die Fixierung auf weibliche Körper insgesamt betrifft. Noch immer wird so getan, als stünde es jedem frei, weibliche Körper permanent zu kommentieren. Eine Reaktion darauf ist die Body-Positivity-Bewegung, die quasi überkompensatorisch betont, man könne weibliche Körper nur positiv adressieren, was

aber auch problematisch werden kann, denn es bleibt ja eine Adressierung des Körpers im öffentlichen Raum. Auch eine positive Bewertung löst sich nicht von Idealen irgendeiner Normschönheit – auch wenn sie mit bestem Willen versucht, diese bewusst aufzubrechen, indem sie sich dezidiert von ihnen abgrenzt. Insgesamt schwächt es emanzipatorische Bestrebungen, wenn unterschiedliche Körperformen und Schönheitsideale untereinander und gegeneinander ausgespielt werden.

Warum sollte man Körper nicht adressieren dürfen, wo doch die ganze Zeit alles mögliche Andere von Menschen adressiert und kritisiert wird? Unsere Artikel zum Beispiel. Weil in dem Punkt eben ein Unterschied gemacht wird zwischen Männern und Frauen. Diese lange, problematische Tradition hat ökonomische Gründe, denn mit dem Gefühl von Frauen, nicht genug zu sein, lässt sich sehr viel Geld verdienen, etwa in der Kosmetikindustrie. In der Tradition manifestiert sich aber auch der Wille der Männer, trotz aller Emanzipation weiterhin Kontrolle auszuüben. Das zeigt sich auch im Internet. Gerade als Frau ist es dort enorm anstrengend, sich zu bewegen, denn auf fast alles, was man macht und veröffentlicht, kommen Kommentare, die rein auf das Aussehen zielen. Man fühlt sich auf eine Art bewertet und herabgewürdigt, wie man es nicht fühlt, wenn blof die eigenen Texte bewertet werden.

Sie waren in der Sendung „Anne Will“ zum Thema Rassismus eingeladen. Sie haben dort nicht nur durch Ihre geschliffene Rhetorik einen Kontrapunkt gesetzt, sondern auch durch Ihre Overknee-Stiefel. Das führt uns zurück zum ersten Einwurf von Sophia Thomalla, nämlich: Ich will frei sein in meiner Weiblichkeit. Ich entscheide selbst, und ich lasse mir nicht von anderen vorschreiben, wie ich mich anziehenen habe. Und nun zu meinen Overknees. Sie sind meine Lieblingsschuhe. Ich trage sie auch bei vielen Auftritten, weil ich da etwas elegantere Schuhe anziehen möchte, also keine Sneaker. Hinzu kommt: Ich habe Verbrennungen an meinem ganzen rechten Bein, und die bedingen, dass meine Fesseln ein bisschen dicker sind und dass man durch normale Strumpfhosen die Unebenheiten wegen der Narben sieht. Das heißt, ich könnte keine hochhackigen Schuhe tragen, die die Fesseln freilassen, weil auffallen würde, dass da irgendeine Versehrtheit ist – und die würde natürlich sofort kommentiert werden.

Harald Schmidt hat mal gesagt, so etwas wie Authentizität gebe es gar nicht, nicht im Alltagsleben, schon gar nicht in Interviews, zumindest nicht bei ihm. „Ich denke meinen Tag genau wie folgt“, sagte er. „So, nun bin ich in Köln im Excelsior-Hotel für ein Interview, dann geh’ ich raus, dann bin ich der Parkplatz-Gänger, der sein Ticket löst, und eventuell der joviale Köln-Bewohner. Und dann bin ich wieder der Bahnreisende oder der Kinder-vom-Kindergarten-Abholer.“ Ist das arg ins Extreme gewendet? Überhaupt nicht. Was Schmidt hier sagt, ist ein rollensoziologisches Paradigma: Er zitiert ernt zu eins Erving Goffmans Idee des dramaturgischen Handelns. Demnach wird unsere Authentizität durch unsere Art, uns vor anderen darzustellen, sichtbar, da nach Goffman die soziale Maske unser wahres Selbst offenlegt. Dazu gehört, was er persönliche und soziale Fassade nennt, also schlussendlich, wie man aussieht und sich präsentiert und wie man glaubt aussehen und sich präsentieren zu müssen. Da wir den Blick des anderen und einer Gesellschaft selbstreflexiv antizipieren, spielen wir permanent im Alltag Rollen, führen kleine Inszenierungen auf. Wenn wir zu unseren Eltern gehen, verfallen wir zum Beispiel in einen Modus der Regression. Man wird wieder die Dreizehnjährige, die auf dem Sofa sitzt und sich von Mama bekochen lässt.

Mit welchen Inszenierungsabsichten sind Sie heute zum Interview gekommen? Ich habe mir absurd viele Gedanken gemacht. Ich wollte ein angeregtes, auch konfrontatives Gespräch mit Ihnen führen. Gleichzeitig dachte ich, er sollte mich auch mögen. Ist natürlich total bescheuert, so zu denken.

Worauf haben Sie sich dann letztlich mit sich geeinigt? So durchlässig wie möglich zu sein. Keine Erwartungen an mich selbst zu haben, aber auch keine an Sie.

Fotos: ddb, freigeo



KÜNSTLER THOMAS NEUMANN IN MÜNCHEN

Graffiti? Ja, bitte

Die Landeshauptstadt München ist ein echter Street-Art-Hotspot. Größen der Szene verewigen sich in den Freiluftgalerien unter den Brücken und kreieren großflächige Murals mit Botschaft. Auch in der Studierendensiedlung im ehemaligen Olympiadorf sind viele Graffiti zu finden, hier gehören sie zum persönlichen Dekor der Bewohnerinnen und werden vom Studentenwerk finanziert. Auf der Street-Art-Radtour kann man die Spots entspannt erfahren. Dort radelt auch der Künstler Thomas Neumann gerne. Der Münchner malt zwar ausschließlich auf Leinwände, findet es aber spannend, wie viele Formen Kreativität hat.

erlebe.bayern/stories/street-art-tour-durch-muenchen

BAYERN GENUSS LEBEN

Riesige Gemüsegärten mitten in der City, ein Platz, der sich im Sommer zur Open-Air-Bar verwandelt und eine Siedlung, die Graffiti liebt: Bayerns Städte sind oft überraschend anders. Hier geben Insider Tipps.

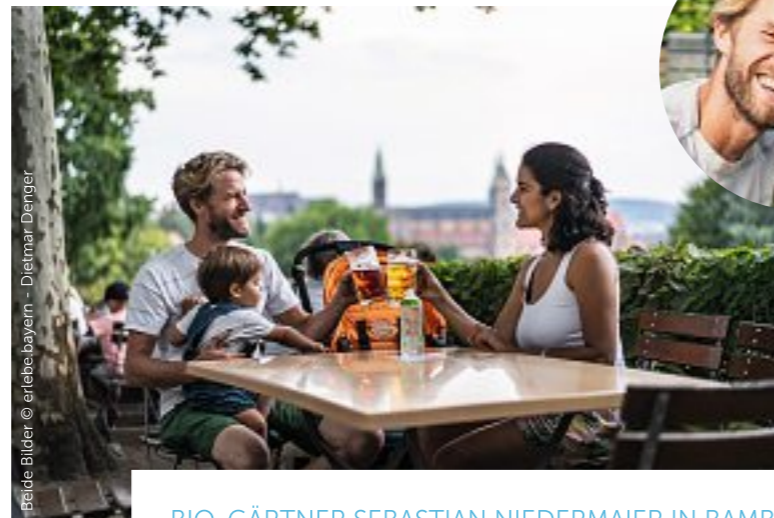


BRÄUER STEFAN STRETZ IN NÜRNBERG

Ein Bier hat Heimat

Im Sommer kann es auf dem historischen Tiergärtnerplatz voll werden. Dann tummeln sich bis zu 500 Menschen von nah und fern auf dem Platz unterhalb der Nürnberger Burg und holen sich im Bieramt ein kühles Bier. Auf dem Menü der Kneipe stehen über 20 Biersorten, alle aus Franken, einige auch aus Nürnberg. Von Brauer Stefan Stretz etwa, der in seiner Brauerei in Nürnberg-Höfen Rotbier, Kehलगold und Rotes Weizen braut.

erlebe.bayern/insider/stefan-stretz-schanzenbraeu



BIO-GÄRTNER SEBASTIAN NIEDERMAIER IN BAMBERG

Bamberg genießen

Seit dem Mittelalter wird in Bamberg Gemüse angebaut. Das wäre nicht erwähnenswert, würden die Anbauflächen nicht bis heute mitten in der Domstadt liegen. Einige davon gehören Bio-Gärtner Sebastian Niedermaier. Nahe der Altstadt kultiviert er neben alten Sorten wie Bamberger Wirsing auch Exotisches wie Ingwer. Sein Tipp: der Spezial-Keller. „Der Biergarten liegt unweit der Altstadt und bietet eine tolle Aussicht auf die Stadt. Im Sommer sitzt man unter alten Platanen und genießt Rauchbier und heimische Küche.“

erlebe.bayern/insider/sebastian-niedermeier-gaertnerstadt



Lust auf mehr Tipps für Städtereisen in Bayern?

erlebe.bayern/stadt

bierfinder.de: Praktisches Tool für einen schmackhaften City-Trip



Die Bierkultur und das Reinheitsgebot haben ihren Ursprung in Bayern. Geschichte, Kultur und Traditionen sind vielerorts mit der Herstellung des Gerstensafts verbunden. Urige Wirtshäuser sowie geschichtsträchtige Brauereien finden sich an zahlreichen großen und kleinen Orten. Manches Museum erzählt vom Handwerk und der hohen Kunst des Brauens und zeigt, welche Bedeutung das Bier für die Bayern hat. Der praktische „Bierfinder“ hilft bei der Planung der Städtetour. Das Tool bietet detaillierte Informationen über angesiedelte Brauereien mit angeschlossenen Museum, Möglichkeiten einer Brauereiführung und Brauereigaststätten, in welchen man die regionalen Bierspezialitäten genießen kann.

www.der-bierfinder.de
www.bayerisches-bier.de

Die Fränkischen Städte: 15 Mal außergewöhnlich



Die Fränkischen Städte sind außergewöhnliche Charaktere. Jede so, wie sie sich über Jahrhunderte entwickelt hat. Gleich dreimal stehen die Fränkischen Städte auf der Liste des UNESCO-Welterbes: Die fürstbischöfliche Residenz in Würzburg, das Markgräfliche Opernhaus in Bayreuth und die gesamte Bamberger Altstadt sind beste Beispiele für die bedeutenden Schätze der fränkischen Stadtpersönlichkeiten. Gemeinsam ist ihnen auch die Liebe zum Grün: Weitläufige Gärten und Parks erstrecken sich hier. Auch der Genuss ist in Franken zuhause: Frankenweine, die Braukultur und besondere kulinarische Traditionen machen einen Aufenthalt zum vollendeten Erlebnis.

www.die-fraenkischen-staedte.de

Memmingen: Bunt wie ein Kaleidoskop



Memmingen ist eine vielfältige Stadt, hier findet jeder Besucher ein passendes Angebot. Durch die malerische Altstadt schlängelt sich der idyllische Stadtbach und in verwinkelten Gassen verstecken sich charmante Restaurants, Cafés und Hotels - günstiger gelegen kann man nicht schlafen. Gleich zwei Rundwege laden dazu ein, die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu entdecken. Noch spannender ist es für die Gäste, sich einer Stadtführung anzuschließen und die vielen kleinen Geschichten zu den Orten zu hören - etwa zur Kramerzunft, dem Geburtsort der Freiheitsrechte. Kunst und Kultur? Kein Problem: Memmingen beherbergt vier sehenswerte Museen und ist Heimat des Landestheaters Schwaben.

www.tourismus-memmingen.de

REGENSBURG'R'LEBEN – Das UNESCO-Welterbe und seine Region entdecken



Der Regensburger Dom mit seinen Domspatzen, die Steinerne Brücke mit dem Bruckmandl und das Haus der Bayerischen Geschichte: Regensburg hat nicht nur einen UNESCO-Welterbetitel, sondern gleich zwei. Und einen Highlight-Spaziergang, bei dem Besucher 16 einzigartige Denkmäler kennenlernen können, jeder im eigenen Tempo. Zahlreiche Stadtführungen geben einen spannenden Einblick in die Geschichte der früheren Hauptstadt des Heiligen Römischen Reichs. Auch im Umland lässt sich bei einer Wanderung oder einer Radtour viel entdecken: von steilen Felsvorsprüngen über sanfte Täler, dunkle Höhlen bis hin zu imposanten Monumenten wie der Walhalla hoch über der Donau.

www.regensburg.de/tourismus

Memphis lebt

Von Eva Reik

Im alten Stollwerck-Haus in Köln wird Designgeschichte lebendig: Unter Böden und hinter Wänden kommt eine verborgene Einrichtung zum Vorschein, die von Ettore Sottsass und seinen damaligen Wegbegleitern stammt.



Funkelnde Diamanten, leuchtende Edelsteine, Luxusuhren, jede Menge Karat und Preziosen strahlen aus den neugestalteten Schaufenstern am Kölner Wallrafplatz. Zwei Jahre waren sie verhangen, und das gesamte ehrwürdige Stollwerck-Haus Am Hof 2 war eine Baustelle. Seit dem Einzug des Hamburger Juweliers Wempe an die prominente Adresse nahe dem Dom strahlt das 1905 erbaute Haus wieder.

Hier, im einstigen Süßwarengeschäft des Schokoladenimperiums Stollwerck, laufen auf einmal viele Stränge zu einer komplexen Designgeschichte zusammen: hanseatische Familientradition, Kölner Stadtgeschichte, Mode-Historie des Weltkonzerns Esprit sowie die Mailänder Design-Ära Memphis aus den Achtzigerjahren. Denn der Schatz liegt nicht nur in den Fenstern und Vitrinen, die mit Schmuckstücken der Firmen Boucheron, Rolex, Patek Philippe und eigenen Wempe-Kreationen dekoriert sind, sondern auch in zwei Untergeschossen. „Und dieser Schatz musste erst mal ausgegraben werden“, sagte Kim-Eva Wempe bei der Eröffnung der neuen Niederlassung vor wenigen Wochen.

Nehmen Designfans nicht den Aufzug nach unten, sondern nutzen das wieder freigelegte, äußerst eigenwillige Treppenhaus, das der japanische Architekt Shuji Hisada für Sottsass Associati und den früheren Mieter Esprit Mitte der Achtziger entworfen hatte, begegnen ihnen plötzlich die frisch renovierten und restaurierten Relikte der Mailänder Designgruppe Memphis – oder des Studios Sottsass Associati. So ganz genau lässt sich heute nicht mehr unterscheiden, was einerseits im Studio Sottsass und andererseits im von Sottsass fast zeitgleich gegründeten Design-Kollektiv Memphis entstanden ist. Denn es gab immer wieder Überschneidungen der jungen



Architekten und Mitarbeiter wie Aldo Cibic, Matteo Thun und Marco Zanini, die für den charismatischen Sottsass sowohl im Studio als auch in der Memphis-Gruppe arbeiteten.

Tatsache ist: Die beiden unteren Geschosse des Stollwerck-Hauses tragen nun wieder die unverwechselbare Handschrift des Architekten, Designers, Fotografen, Künstlers, Grafikers und Lebemenschen Ettore Sottsass. Er schrieb mit seinen signifikanten Entwürfen, ob mit der tragbaren Schreibmaschine Valentine (für Olivetti, 1969) oder dem Raumteiler Carlton (für Memphis, 1981), nicht nur Designgeschichte, sondern stellte vor 40 Jahren mit Rebellion und Spaß die Designwelt von Mailand aus auf den Kopf, indem er den Funktionalismus-Dogmen des Industriedesigns eine Absage erteilte und die Lücke mit Lust an der Spielerei ausfüllte.

LAGERFELD WAR EIN FAN

Ob man sein Design mag, diese wilde Mischung? Darüber scheiden sich seit jeher die Geister. Der Modeschöpfer Karl Lagerfeld etwa war einst ein



Das eigenwillige Treppenhaus (oben), das der japanische Architekt Shuji Hisada für Sottsass Associati und den früheren Mieter Esprit gebaut hat, wurde bei der Sanierung freigelegt. Die schwarz-weißen Terrazzofliesen blieben zumindest im Untergeschoss im Original erhalten. Der verglaste Kubus (links) ist das Büro des ehemaligen Esprit-Geschäftsführers. Die Möbel sind im Original-Memphis-Look, vom Teppich konnte bei der Sanierung nur ein Stück gerettet werden, er wurde nach Fotografien nachgewoben. Auch der Mitarbeiterraum (links unten) mit der geschwungenen Sitzbank wurde im Memphis-Original entdeckt. Möbel und Laminat wurden von Restauratoren aufbereitet.

glühender Fan, richtete sein Apartment in Monte-Carlo komplett mit Memphis ein, bis er es nicht mehr sehen konnte und das Inventar vollständig versteigern ließ. Einen solchen Sinneswandel durchlebte wohl auch der kalifornische Modedesigner Esprit, für den Sottsass damals auf der ganzen Welt die Läden und Showrooms gestaltete: Dem aufwendig eingerichteten deutschen Flagship-store wurde keine 15 Jahre später wieder eine neue Ästhetik verpasst. Statt bunter, verspielter Architektur und wilder Mixtur sollten klare Linien und natürliche Materialien das Geschäft dominieren. Sprich: Glas, weiße Wände, Holzböden.

„Als wir mit der Renovierung begannen, war vom ursprünglichen Design nichts mehr zu erkennen“, erzählte die von Wempe mit dem Umbau beauftragte Architektin Anna Nicolas. „Die Baustelle hatte etwas von einer archäologischen Ausgrabungsstätte, weil wir erst nach und nach darauf gestoßen sind und dann entdeckten, worum es sich handelt.“ Kim-Eva Wempe erinnerte sich beim Rundgang durch das Gebäude während der Eröffnungsfeier an das erste Telefonat mit der Architektin, nachdem die ersten Holzböden heraus-, die Trockenbauwände abgerissen und die Treppenstufen freigelegt waren: „Da stimmt etwas nicht“, sagte mir Anna Nicolas. „Da liegt ein Schatz vergraben. Es sieht nach Sottsass aus, es könnte Memphis sein!“

Von diesem Zeitpunkt an sei ihr klar gewesen, dass die Renovierungszeit der neuen Geschäftsräume von knapp einem Jahr wie auch das ursprünglich geplante Investitionsvolumen von rund fünf Millionen Euro nicht eingehalten werden könnten. Der Umzug ihrer Niederlassung von der früheren Adresse würde sich deutlich verzögern. Aber nachdem die Unternehmerin aus Hamburg eine Recherche ins Vitra-Design-Museum nach Weil am Rhein unternommen hatte, um sich von der fröhlich anmutenden bunten Memphis-Ästhetik inspirieren zu lassen, war ihr klar: „Wir machen das. Wir retten, was zu retten ist.“

Die 59 Jahre alte Unternehmerin, die einst Ballerina werden wollte, sich dann aber doch entschloss, das Hamburger Familienunternehmen in vierter Generation weiterzuführen, ist glücklich, diese Entscheidung getroffen zu haben. Im großzügigen Raumkonzept des Untergeschosses leuchten im warmen Kunstlicht schwarz-weiße Terrazzofliesen am Boden und an den Wänden. Türkisfarbene Glaskacheln treffen auf rot geschwungene Resopalblenden, abstrakte Muster auf kontrastreiche Kanten und Laminat in Wurzelholzoptik. Schränke, Regale, Tische, Glasmosaik, Waschtische, wie sie unter der Federführung des



„Die Baustelle hatte etwas von einer archäologischen Ausgrabungsstätte, weil wir erst nach und nach darauf gestoßen sind und dann entdeckten, worum es sich handelt.“ //

1917 in Innsbruck geborenen und 2007 in Mailand gestorbenen Sottsass entworfen wurden. Nur die Farbigekeit, das einst puderfarbene rosa Treppenhaus, wurde vom Hamburger Architekturbüro Anna Nicolas durch Weiß ersetzt. Die Kunden-toiletten – in Rosa und Hellblau – und die verglaste Zwischenebene blieben erhalten. Der dahinter liegende Aufenthaltsraum der Mitarbeiter und das Büro des einstigen Geschäftsführers konnten im Original restauriert werden. Durch die gläserne Transparenz sind sie auch für Kunden oder geladene Gäste sichtbar.

IN ROSA UND HELLBLAU

Denn das Kellergeschoss mit seiner erstaunlichen Dimension und einer Gesamthöhe von 5,60 Metern ist weit, groß und hell. Wo früher einmal Esprit-Kleiderständer standen und Umkleiden untergebracht waren, sollen bald junge Künstler während der Kunstmesse Art Cologne ausstellen können, sollen Konzerte und kleine Happenings stattfinden. „Der Memphis-Schatz soll vielen Menschen zugänglich werden“, sagte Kim-Eva Wempe über das Kölner Konzept. Und ihr Geschäftsführer Jochen Siemer ergänzte: „Köln ist eine feierfreudige Stadt, das passt gut zusammen – und zum Erbe Sottsass' sowieso.“ Über der kleinen Bühne neben der Uhrmacherwerkstatt ließ er eine schwarz verspiegelte Diskokugel anbringen, mit einem Durchmesser von 1,50 Metern. „Vermutlich die größte in Köln“, sagte Siemer lachend. Es darf also auch getanzt werden beim Edel-Juwelier.

Ettore Sottsass war bekannt für ausgiebige Feiern und lange Nächte. An einem Abend im Dezember 1980 lud der damals Dreißundzwei-jährige, weit davon entfernt, an Ruhestand und Rente zu denken, junge Designer und Architekten in seine Mailänder Wohnung ein, unter ihnen seine Frau Barbara Radice, Andrea Branzi, Aldo Cibic, Michele De Lucchi, Nathalie Du Pasquier, George Sowden und Matteo Thun. Sie tranken Wein, rauchten, hörten Musik und wollten dem Funktionalismus der Moderne mit mehr Emotion und einer provokanten Sprache im Design begegnen. Auf einmal blieb die Platte hängen, sie hatte einen Kratzer, immer wieder hörten sie „Memphis“ in Bob Dylans „Stuck Inside Of Mobile With The Memphis Blues Again“.

Das war die Geburtsstunde, beziehungsweise die Nacht von Memphis. Es entstanden schreiend bunte Möbel und Objekte. Unbefangen ignorierte das Kollektiv die vorherrschenden Regeln des Funktionalismus. Sottsass war der Initiator und

Vordenker, er konnte schon auf eine lange Karriere zurückblicken. Mit ihrer radikal neuen Ästhetik und den Tabubrüchen rief Memphis bei Puristen Schockzustände hervor. Nach nur sechs Jahren zog sich Ettore Sottsass zurück und kümmerte sich fortan um sein Studio Sottsass Associati und seine weltweiten Aufträge.

Auch wenn die Architektin Anna Nicolas intensiv im Sottsass-Archiv an der Universität in Parma recherchiert hat, lässt sich nicht mehr genau rekonstruieren, welche Ideen die Esprit-Aufträge: Der damals viertgrößte Bekleidungshändler der Welt ließ das europäische Hauptquartier in Düsseldorf und den Flagshipstore in Köln bauen. Aber was bei Esprit mit einer amerikanischen Bilderbuch-Love-Story zwischen den Gründern Susie Russell und Douglas Tompkins begann – sie lernten sich im Jahr 1963 beim Trampen auf der Route 89 kennen, heirateten nach nur drei Monaten und gründeten fünf Jahre später ihr buntes Modeunternehmen –, endete 1989 mit der Scheidung. Und Esprit wurde nach Hongkong verkauft.

Kein Wunder also, dass in der bewegten Zeit auch das Kölner Geschäft die Optik dem Modedesign anpassen musste. „Da fehlte plötzlich der Kopf im Unternehmen, Kommerz und Marketing bestimmten nun das Design – mehr als die Emotion“, fasste Architektin Nicolas ihre Recherchen zusammen. „Leider konnten wir aus den zwei Untergeschossen und der oberen Etage außer den Terrazzowänden und den skulpturalen Treppen nichts retten“, sagte Kim-Eva Wempe. Sie strahlte trotzdem bei der Eröffnung: „Memphis lebt!“ Wenn auch nur im Untergeschoss. Dafür mit maximalem Aufwand: Die Fugen der pastelligen Holzlaminateböden in den Toiletten wurden eigens mit einer Zahnbürste gesäubert. ◀

T

Lebe deinen Sound.

Neue Klangfarben für deinen Stil

Ob französische Elektro-Chansons von unserer Teufel Botschafterin Suzane oder deine eigene Playlist – mit dem SUPREME ON bringst du deinen ganz individuellen Stil zum Ausdruck. Wähle aus sechs Farbvarianten die passende aus und genieße einen unserer leistungsstärksten Bluetooth-Kopfhörer. Alle Highlights auf teufel.de

Teufel

Connie Hüsser und Jörg Boner prägen seit zwei Jahrzehnten die Designszene, in der Schweiz und darüber hinaus. Hüsser als Stylistin, Raumgestalterin und Redakteurin der Zeitschrift „Annabelle“, Boner als Designer, Dozent und Präsident der Eidgenössischen Designkommission, die jährlich die Swiss Design Awards vergibt. Während Hüsser in ihren Collagen und Szenografien angstfrei Formen, Farben und Ästhetiken aufeinanderprallen lässt, wirken Boners Produkte ruhig und ausgewogen. Auch wenn die beiden eine jahrelange Freundschaft verbindet, haben sie erst kürzlich zum ersten Mal zusammengearbeitet. Unter Hüssers Label „Objects with Love“ stellten sie für eine Ausstellung eine Sammlung von Kerzenständern zusammen. Zum Videointerview haben sie sich in Boners Zürcher Atelier getroffen.

Frau Hüsser, Herr Boner, Sie übererfüllen als kreatives Duo alle Genderklischees: Die Frau ist Stylistin, intuitiv, emotional, arrangiert bunte Objekte und richtet Räume schön ein; der Mann ist Designer, entwirft Serienprodukte für die Industrie, klar und reduziert. Eine eindeutige Rollenverteilung – oder ist es in Wahrheit ganz anders?

Jörg Boner: Connie ist der Mann, und ich bin die Frau – und dann wieder andersrum. Aber wir sind ja erst mal Menschen. Ich habe diesbezüglich eine sehr tolerante und offene Sicht von meinem Zuhause mitbekommen.

Connie Hüsser: Es ist genau so, wie Sie es beschrieben haben – aber eben auch ganz anders. Ich denke nicht so in den Frau-Mann-Schubladen. Wir sind zuerst Menschen, mit Stärken und Schwächen. Dieses Klischee vom Mann, der rational, klar und reduziert ist, passt so gar nicht zu Jörg. Er ist ein emotionaler, weicher und feinsinniger Mensch für mich.

Jörg Boner: Was ist denn genau Industriedesign? Ist mit Industriedesign etwa gemeint, dass von einem Produkt mehr als 100 Stück jährlich hergestellt werden? Klar, wir zeichnen Straßenleuchten für Ewo. Aber auch, wenn ich die entwerfe, stehen Hunderte der schönsten Bücher zu Kunst, Architektur, Fotografie und Geschichte hinter mir im Regal. Alles, was wir tun, tun wir in einem kulturellen Kontext. Ob es ein kleines Einzelstück ist oder etwas mit einer höheren Auflage. Connie und ich wirken nach außen ganz unterschiedlich, 180 Grad entgegengesetzt. Aber inhaltlich sind wir uns ziemlich nahe, deswegen können wir so gut miteinander. Da ist viel Vertrauen und eine große langjährige Freundschaft.

Connie Hüsser: Also ich kann auch der Mann sein in unserer Beziehung.

Jörg Boner: Dass man diese Genderfrage von außen stellt, verstehe ich. Wenn ich von innen schaue, sind wir einfach zwei Menschen, die sich gut verstehen. Nicht dass uns das alles nicht interessieren würde. Aber wenn wir zusammenarbeiten, ist das kein Thema.

Wie haben Sie sich kennengelernt?

Connie Hüsser: Das weiß ich gar nicht mehr so genau.

Jörg Boner: Ich weiß es noch ganz genau. Ich war an einem Samstagmorgen in meinem Atelier, in einer Zeit, als ich noch keine Aufträge hatte. Da hat Connie angerufen als Redakteurin der Zeitschrift „Annabelle“ und hat gesagt, ihr habt doch so einen Leuchtstuhl gemacht. Könnte ich den abdrucken?

Connie Hüsser: Stimmt! Ich habe den ersten Schritt gemacht! Typisch Mann.

Jörg Boner: So haben wir uns kennengelernt.

Connie Hüsser: Das ist lange her. 2000? Wahrscheinlich, dann kennen wir uns schon 22 Jahre.

Was für ein Stuhl war das?

Jörg Boner: Ein Stuhl namens POF 1, „piece of furniture 1“, den habe ich mit der Designergruppe N2 für einen Wettbewerb entworfen. Es ging darum, etwas mit dem Stuhl Classic des Schweizer Herstellers Horgenglarus zu machen.

„Connie ist der Mann, und ich bin die Frau – und dann wieder andersrum“

Interview Jasmin Jouhar, Foto Philipp von Ditfurth

Die Stylistin Connie Hüsser und der Designer Jörg Boner über Genderklischees im Design, Präzision, Selbstvertrauen und ihr gemeinsames Traumprojekt



„Einfach zwei Menschen“: Connie Hüsser (links) und Jörg Boner, hier in seinem Zürcher Studio, sind seit mehr als 20 Jahren befreundet. Erst kürzlich haben die beiden erstmals zusammengearbeitet.

Der Ausgangspunkt war, dass ein Stuhl im Schlafzimmer oft als Ablage für Kleider genutzt wird. Da wäre es doch gut, er würde ein bisschen Licht geben. Wir haben in die Sitzfläche eine Leuchte eingebaut, so wurde der Stuhl zu Nachttischleuchte und Kleiderständer, und er ist traurig, dass er nie ein Stuhl sein darf.

Frau Hüsser, was würden Sie gerne können, was Jörg Boner gut kann?

Connie Hüsser: Ich hätte gerne diese Präzision, mit denen du diese wunderbaren Kartonmodelle machst. Dabei musst du so sauber und genau arbeiten, das kann ich nicht. Ich habe nicht die Geduld und die Konzentration. Mir fehlt diese „männliche“ Disziplin. Go with the Flow und Improvisieren ist eher meines.

Herr Boner, was würden Sie gerne können, was Connie Hüsser gut kann?

Jörg Boner: Ich möchte so einen Raum betreten können, wie Connie das macht. Tür auf und: Tata, ich bin hier. Das kann ich nicht.

Connie Hüsser: Ach, das machst du doch auch. **Jörg Boner:** Ich überlege mir, bevor ich die Tür öffne: Was sag' ich? Ich überlege mir die Dinge zehnmal. Und sie kann einfach die Tür aufmachen und: Tata, ist sie da. Du bist so direkt.

Frau Hüsser, Sie haben Dekorationsgestalterin gelernt. Wie sind Sie geworden, was Sie heute sind?

Connie Hüsser: Sie meinen, dieses Gesamtkunstwerk? Es war ein natürlicher, langer Prozess. Viel, viel, viel Arbeit. Konsequenz, radikal und leidenschaftlich. Lust am Entdecken und eine große Neugierde auf das Leben. Zufälliges, Unscheinbares zu sehen und wahrzunehmen, mich inspirieren zu lassen von Dingen, Momenten, Kombinationen. Dieses Gespür für ungewöhnliche Kombinationen, gepaart mit Wissen, Talent und gutem Geschmack, ergibt den eigenen Stil, wie ich Atmosphäre kreiere und die räumlichen Collagen auflade. Und das Glück, die richtigen Menschen zu treffen, so wie mit Jörg.

Jörg Boner: Du entscheidest total aus dem Bauch, mit deiner gesunden Portion Selbstvertrauen. Natürlich ist dieses Selbstvertrauen wie bei allen von uns immer wieder brüchig. Aber was die Sache anbelangt, wenn es um Geschmack geht, da kannst du auf dich zählen. Was ist gut, was ist nicht gut, welche Farbe passt? Das kann man eben nicht lernen. Den Beruf gibt es nur für dich.

Connie Hüsser: Selbstvertrauen, ja, das habe ich! Weil ich weiß, was ich kann, und weil ich Kunden habe, die mir vertrauen. Ich habe außerdem gemerkt, dass ich mich nicht verstellen kann. Ich bin unangepasst, vielleicht auch anstrengend, aber das Ergebnis spricht meistens für sich. Dafür sitze ich viele Tage und Nächte am Computer – bis das Bild perfekt ist. Mein hoher Selbstanspruch steht mir da echt im Weg.

Jörg Boner: Du bist eine Menschenfreundin.

Connie Hüsser: Ja, das bin ich auf jeden Fall.

Aber auch Jägerin und Sammlerin.

Connie Hüsser: Natürlich! Leidenschaftlich!

Wie finden Sie all diese Dinge? Suchen Sie strategisch, oder kommen sie zu Ihnen?

Jörg Boner: Strategie gibt es bei Connie nicht. **Connie Hüsser:** Die Dinge kommen zu mir. Ich bin sehr, sehr aufmerksam. Ich kaufe Magazine, ich bin im Internet unterwegs, natürlich auch auf Instagram, ich sauge alles auf, recherchiere und durchforste mein riesiges Archiv. Hinterfrage, verwerfe und fange von vorne an. Eigentlich bin ich ein Schwamm mit Antenne, der einen Volvo Kombi fährt.

Sind Sie viel auf Reisen?

Connie Hüsser: Das ist ja der Witz. Bei mir meinen alle immer, ich sei ständig unterwegs. Ich habe Flugangst! Ich reise gar nicht so viel, am liebsten mit dem Auto. Aber geistig bin ich immer in Bewegung.

Herr Boner, Sie sind Präsident der Eidgenössischen Designkommission. Wie viel Einfluss bringt dieser Posten in der Schweizer Designszene?

Jörg Boner: Oh, là là! Das ist der Job, von dem alle meinen, dass man damit finanziell abgesorgt habe. Dabei habe ich in meinem Studio kein Projekt, das mich so viele Nerven und so viel Aufwand kostet. Es ist natürlich eine große Ehre, dieses Amt, und ich mache es gerne und musste auch nicht lange überlegen, ob ich das annehmen soll oder nicht. Das Beste daran sind die Jurysitzungen zum Grand Prix für das Lebenswerk und die Swiss Design Awards. Ich war schon in vielen Jurys, diese ist die anstrengendste von allen. Aber auch die sorgfältigste. Und die, von der ich am meisten lerne. Alle nehmen diese Aufgabe sehr ernst.

Das sind so lebendige, kräftige Diskussionen. Natürlich habe ich einen gewissen Einfluss und ein bisschen was mitzureden, wer die Preise bekommt. Aber wir sind keine einstimmige Jury, wir müssen uns alle immer mit Argumenten rechtfertigen. Und das ist gut für den Preis und die Gewinner!

Warum sind Sie Designer geworden?

Jörg Boner: Ich komme aus einem Handwerksbetrieb. Meine Familie hat mir geraten, bevor ich studiere, einen Handwerksberuf zu erlernen. Dafür bin ich meinen Eltern dankbar. In der Ausbildung habe ich gemerkt, dass ich das Handwerk sehr liebe. Das Herstellen, das Material, das Physische. Aber was ich machen musste, zum Beispiel Louis-XIV-Stühle nachbauen, das war für mich ein stilistischer Raubzug. Da habe ich eine Lösung gesucht, wie ich mit dem Handwerksberuf in die Richtung gehen kann, die mich eigentlich interessiert. Mich interessierten immer gesellschaftliche und kulturelle Themen. Da war es naheliegend, den Beruf des Designers genauer anzusehen. Darüber bin ich heute noch glücklich.

Connie Hüsser: Bei mir war es ähnlich. Ich wollte an die Kunstgewerbeschule in Luzern. Aber da hat mein Vater gesagt, Mädchen, mach erst mal ein Handwerk, dann kannst du immer noch studieren.

Jörg Boner: Nach der Ausbildung habe ich eine Zeichenlehre gemacht, weil ich wusste, dass ich zu jung für die Kunstgewerbeschule war. Damals wäre ich nicht aufgenommen worden. Danach habe ich ein Jahr lang mit einer Gruppe von Technikern und Physikern ein Solarmobil entwickelt. Ich habe die Karosserie gezeichnet. Ich dachte: endlich etwas Sinnvolles! Und mit dem, was wir tun, werden wir die Autoindustrie umpflügen! Das war 1991. Danach, mit diesem Hintergrund, habe ich die Aufnahmeprüfung in die damalige Kunstgewerbeschule geschafft.

Wenn Geld und Zeit keine Rolle spielten, was wäre Ihr gemeinsames Traumprojekt?

Jörg Boner: Dann hätten wir eine ziemlich coole Designgalerie.

Connie Hüsser: Ja!

Jörg Boner: Eine Designgalerie in Paris oder London. Nicht in Zürich, hier interessiert es niemanden.

Connie Hüsser: Vielleicht in Dänemark oder Schweden, mich zieht es in den Norden.

Jörg Boner: Es dürfte auf jeden Fall nicht in der Schweiz sein. Das, was uns verbindet, die Entwurfshaltung – die würden wir gerne auf fruchtbarerem Boden säen.

Connie Hüsser: Es juckt mich immer, so etwas zu machen. Ich wäre gerne noch viel stärker und professioneller Förderer von Design. Ich würde gerne Editionen herausgeben.

Jörg Boner: Das Fördern ist für dich sehr wichtig, und da kreuzen sich unsere Wege ebenfalls. Bei mir passiert das durch die Arbeit in der Designkommission. Dabei lerne ich eine ganz junge Generation kennen. Es freut mich total, wenn wir als Kommission mit den Preisen jungen Leuten Schwung geben können.

Connie Hüsser: Das ist mein Anliegen, die Jungen sichtbar zu machen. Sie zu entdecken, zu zeigen und natürlich zu verkaufen. Das ist erfüllend, wenn du der Entdecker und Vermittler bist.

Jörg Boner: Das ist die Verbindung von unserer in eine jüngere Generation. Als ich zehn Jahre lang an der Kunsthochschule in Lausanne, der ECAL, unterrichtet habe, kam das ganz automatisch mit, ich kannte eine ganze Generation von jungen Designern. Connie und ich, wir machen das einfach gerne, wir bekommen da kein Geld für. Ich verdiene keinen roten Rappen, wenn ich jemanden fördere. Vielleicht ist es deswegen so toll, weil es nichts mit Ökonomie zu tun hat.

BHS

Der Ring



HOFACKER
www.goldschmiede-hofacker.de/bhs

Der eine Spaß hält fünf Minuten,
der andere vielleicht ein Leben lang: das erste Eis
des Jahres und die Klassiker unter den
Uhren und Schmuckstücken.



Uhr von Hublot –
Modell Big Bang One Click Steel White Diamonds,
Eis: Big Sandwich von Schöller



Styling Lynn Schmidt, Fotos Amira Fritz

Armreife, Ringe und Ohringe
von Chanel, Sonnenbrille von Bottega Veneta,
Eis: Magnum Ruby von Langnese

gold schmelze



Ketten, Ringe und Armreife von Louis Vuitton,
Eis: Nogger von Langnese



Uhr von Patek Philippe – Modell Twenty-4 Automatik,
Armreife und Ringe am Ringfinger von Messika, Ringe am Zeigefinger von
Anna Inspiring Jewellery, Eis: Pirulo Watermelon von Schöller



Uhr von Rolex – Modell Oyster Perpetual Yacht-Master 37,
Ring von Anna Inspiring Jewellery,
Eis: Twister Peek-A-Blue von Langnese



Ohringe, Ringe und Ketten von Boucheron,
Badeanzüge auf dieser Seite und den folgenden von Eres,
Eis: Rote Früchte und Mango von Ballabeni München



Ohringe, Kette und Armreife von Tiffany & Co.,
Sonnenbrille von Bottega Veneta,
Eis: Capri von Langnese



Armreife und Ringe von Fope,
Eis: Schoko-Eis von Paletas Berlin

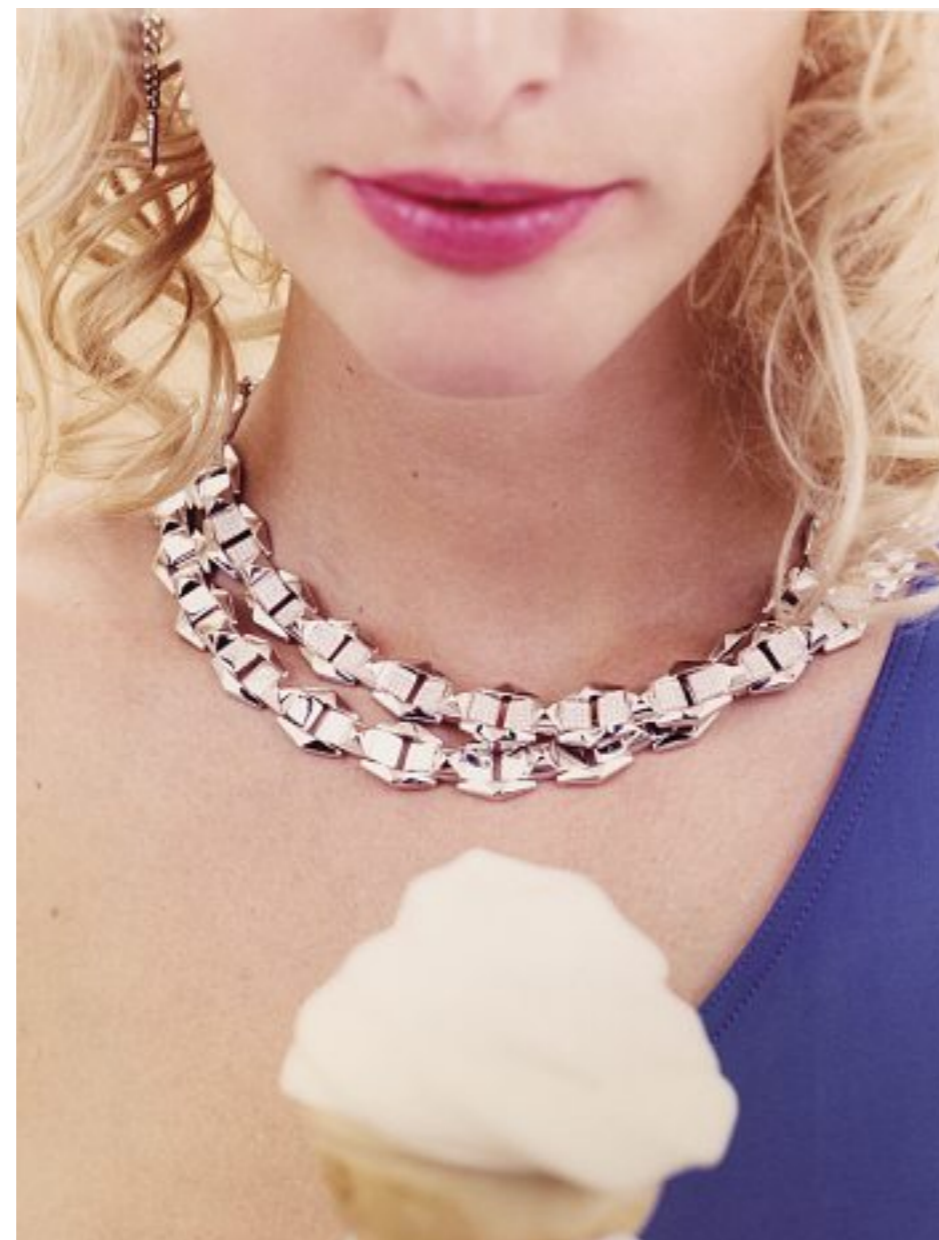


Bild links oben: Uhr von Bulgari – Modell Serpenti Spiga, Ringe von Bulgari, Eis: Rote Früchte von Ballabeni München

Bild rechts oben: Armreife und Ringe von Van Cleef & Arpels, Eis: Bum Bum von Schöller

Bild links unten: Uhr von Cartier – Modell Panthère de Cartier, Ohringe, Ringe und Armreif von Cartier, Armband von Van Cleef & Arpels, Eis: Cornetto von Langnese

Bild rechts unten: Ohrring und Collier von Statement Paris, Eis: Vanille-Sahneeis

AVERNA & DOLCI: ENTDECKE DAS PERFEKTE DESSERT.



Seit 1868 begeistert Averna mit einem einzigartigen Rezept aus Sizilien: **besonders milder, bittersüßer Geschmack** durch mediterrane Kräuter, sizilianische Orangen, Zitronen und Granatäpfel. Die Kombination von Averna und süßen Desserts sorgt für einen einzigartigen Genussmoment.

Entdecke die **sanfte Seele Siziliens.**



Hier scannen und
 € 1,50 Rabatt sichern.

Enjoy responsibly



Es gibt Risotto, Baby

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Zwiebeln anschwitzen, Reis dazu, mit Wein ablöschen, nach und nach mit guter Brühe auffüllen und vor allem viel rühren – fertig!

Reiszeit: Besonders geeignete Reissorten für den Risotto sind Arborio und Carnaroli. Grüner Spargel oder Safranfäden (unten) verfeinern ihn.



Das traditionelle italienische Reisgericht kommt mit wenigen Zutaten aus und ist trotzdem ein Genuss. Bei der Zubereitung müssen Sie ein bisschen Sorgfalt walten lassen. Die klassische Variante ist „nach Mailänder Art“, gekocht mit Rinderknochenmark und gewürzt mit wertvollem Safran. Empfohlen sei auch ein Spargelrisotto – noch gibt es frischen weißen Spargel, aber auch der ganzjährig verfügbare grüne kommt hier zur Geltung.

Bei der Zubereitung kommt es darauf an, die Stärke, die das Reiskorn umhüllt, zu nutzen, um dem Gericht eine sämige, geschmeidige Konsistenz zu geben, ohne dem Reis den Biss zu nehmen und ihn zu Brei zu kochen. Daher wird er auch nicht gewaschen, wie bei asiatischen Sorten, bei denen man den Reis lieber locker und körnig zubereiten möchte. Verwenden Sie einen Topf, keine flache, weite Pfanne. Der Reis soll die Brühe, die Sie siedend heiß hinzugeben, unter behutsamem Rühren aufnehmen, sie soll nicht verdampfen. Es gibt einige Reissorten aus italienischem Anbau, zum Beispiel Arborio und Carnaroli, der nach der Zubereitung im Kern etwas weicher ist.

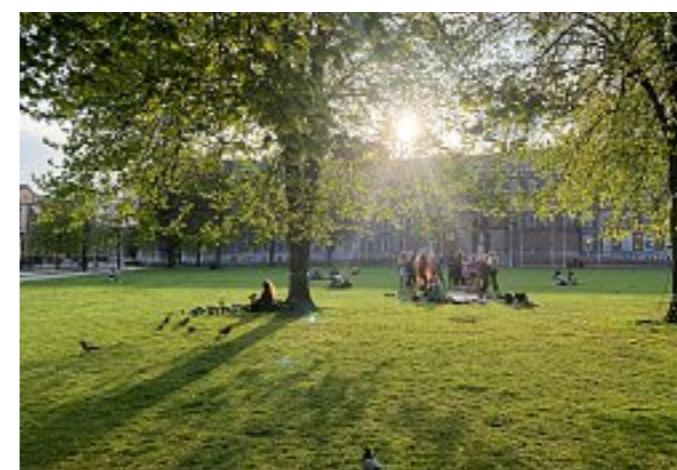
Zerlassen Sie die Butter, gegebenenfalls gemischt mit dem fein zerhackten Rindermark („alla Milanese“), und schwitzen Sie darin die Zwiebelwürfel bei milder Hitze glasig an. Fügen Sie den Reis hinzu und rühren Sie alles, bis es ganz leicht anröstet, ohne Farbe anzunehmen. Nun löschen Sie unter Rühren mit dem Weißwein ab. Fügen Sie 1–2 Kellen heiße Brühe dazu, bis alles gut bedeckt ist, und rühren Sie weiter, jedes Reiskorn möchte von Flüssigkeit umgeben sein.

Lassen Sie die Flüssigkeit einkochen und fahren Sie unter weiterer Zugabe von Brühe fort.

Unterdessen lösen Sie die Safranfäden in 2–3 EL heißer Brühe auf und geben die Mischung nach etwa zehn Minuten dem entstehenden Risotto hinzu. Nun bekommt er seine wunderbare Farbe. Fahren Sie weitere 6–8 Minuten fort: Flüssigkeit zugeben, Rühren, Flüssigkeit nachfüllen. Jetzt, gegen Ende der Kochzeit, geben Sie den Parmesan hinein und lassen ihn (unter Rühren) zergehen. Wird das Gericht zu fest, Flüssigkeit nachschöpfen. Mit Pfeffer und Salz abschmecken, aber der Käse bringt schon viel Salz mit. Ist der Reis nach Ihrem Geschmack gar, im Kern darf er noch etwas Biss haben, und lässt sich das Gericht im Topf so in Wellen bewegen, dass es wieder zurückfließt, ist es bereit zum Servieren („all'onda“, die „Welle“). Mit einem Stich Butter wird das Gericht reicher und bekommt etwas Glanz. Bestreuen Sie das Ganze mit frisch geriebenem Parmesan.

Verfahren Sie beim Spargelrisotto so: Bereiten Sie vorher einen Spargelfond aus den mit Salz und Butter ausgekochten Schalen und Spargelabschnitten und gießen Sie diese ab. Schneiden Sie die Spargelspitzen der geschälten Stangen ab und bewahren Sie diese auf. Kochen Sie den nun in kleine Stücke geschnittenen Spargel in dem Fond sehr weich. Pürieren Sie das Ganze und streichen Sie die Masse gründlich durch ein Sieb zurück in den Fond. Geben Sie während des Kochens den mit der Spargelmasse angereicherten heißen Fond zu dem kochenden Risotto. Fügen Sie einige Minuten vor Ende der Kochzeit die Spargelspitzen hinzu und lassen Sie sie gar ziehen. Knochenmark und Safran finden dabei keine Verwendung.

Variieren Sie die Zubereitung mit frischen oder getrockneten Pilzen, mit Meeresfrüchten und Radicchio, oder komponieren Sie Ihren eigenen Lieblingsrisotto selbst. ◀



Wenn das Wetter schön ist, wenn!, dann ist die Wiese vor dem Rathaus voller Menschen. Hier feiern gerade Studenten einen Geburtstag – „im Pub ist es uns zu teuer“. Kein Wunder, dass es eine Motto-Party ist, mit Zauberern und Elfen: Das mythische Glastonbury ist in der Nähe, und viele der fast 40.000 Studenten der beiden Universitäten kleiden sich ohnehin phantasievoll. Noch wilder geht es auf den „hen partys“ und „stag partys“ am Wochenende zu, den Jungesell(inn)en-Partys, zu denen die Feierwütigen aus Somerset und Gloucestershire die Stadt stürmen.



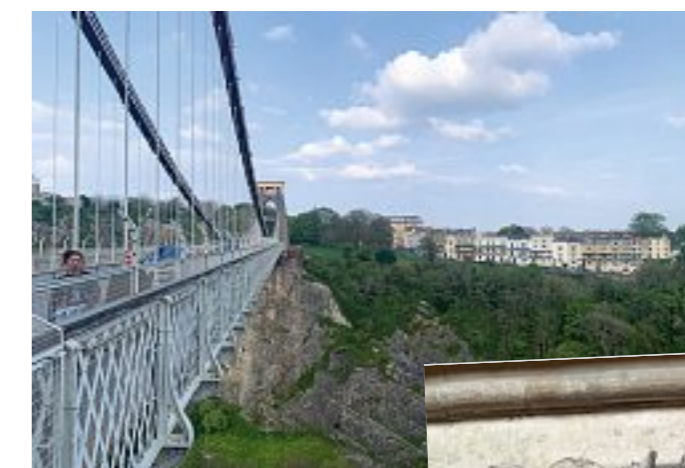
Ja, Banksy stammt aus der Gegend oder sogar direkt aus der Stadt. Der „Well Hung Lover“ des Graffiti-Künstlers (ein Nackter, der am Sims hängt, während der Ehemann der spärlich bekleideten Frau nach ihm Ausschau hält) hängt schon seit 2006 hier rum – und sieht auch so aus. 2009 geriet das Mural unter Paintball-Beschuss, und die blaue Farbe wurde nur dort entfernt, wo es das Wandbild nicht beschädigt. Den Touristen ist es egal: Dank der Flecken wirken die vielen Banksy-Originale in der Stadt gleich doppelt authentisch.

Grüße aus Bristol

Von Alfons Kaiser

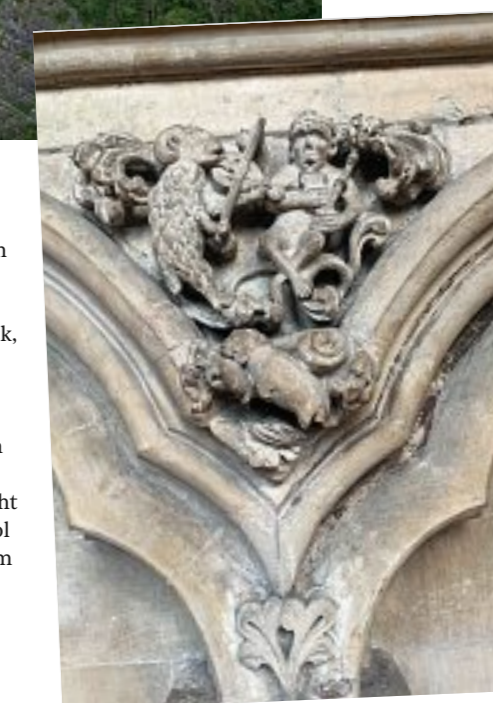
Die größte Stadt im Südwesten Englands hat revolutionären Charme – dank Banksy und anderen Bilderstürmern.

Man muss nicht „woke“ sein, um auf diesem Sockel nichts zu vermissen. Denn der Kaufmann Edward Colston (1636–1721), der hier 125 Jahre in Bronze stand, war nicht nur ein Gönner der Stadt – sondern auch einer der obersten englischen Sklavenhändler. Am 7. Juni 2020 rissen Aktivistinnen die Statue im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung zu Boden und warfen sie ins nahe Hafenbecken. Es war das bisher stärkste Symbol für die Aufarbeitung der Sklaverei-Geschichte in England. Auch deshalb sprach man die angeklagten „Colston four“ am 5. Januar dieses Jahres frei: Im Vergleich zum Sklavenhandel ist Sachbeschädigung ein kleines Delikt.



Schöne Aussichten auf Bristol sind nicht überall zu haben – die Deutschen bombardierten die Hafen- und Industriestadt im Krieg, mehr als 1000 Personen kamen ums Leben, Zehntausende Häuser wurden zerstört. Von der Clifton Suspension Bridge aus ahnt man davon nichts: Der Blick geht ins 75 Meter tiefe Tal des Avon und auf den pittoresken Stadtteil Clifton, der über Bristol thronet.

Groteske Gestalten sieht man in mittelalterlichen Kirchen oft. Aber der Affe, der Dudelsack spielt, und der Schafbock, der die Violine maltrütiert – das sind dann doch ganz besondere Exemplare gotischer Bauplastik. Fratzen und Fabeltiere sollten böse Geister abschrecken. Vielleicht hat die Kathedrale von Bristol dank der Angst vor tierischem Missklang die Jahrhunderte so gut überstanden.



Vor allem die einfache Küche bereichern die Engländer. Der Cider aus dem Südwesten (hier mit Himbeergeschmack) ist so gut wie Cidre in Frankreich, der Käse aus Cheddar (nur 20 Kilometer entfernt) nicht so kraftlos wie aus der Plastikpackung in Deutschland. Als Hauptgang im Steakhaus „Miller & Carter“ dann noch ein Lendenfilet – und man ahnt, warum in England so viel Gewicht auf den Lenden hängt.

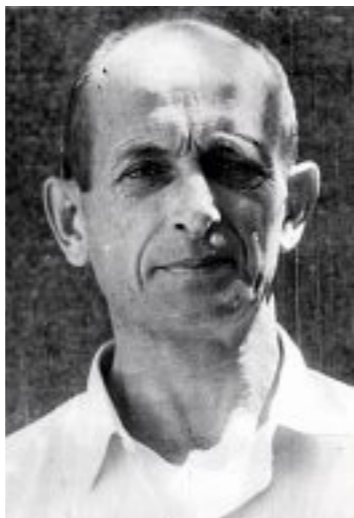


Von den 20 Concorde-Flugzeugen sind 18 noch erhalten – eines steht im Aerospace Museum in Filton bei Bristol. Wenn man Glück hat, sitzt im Simulator nebenan John Britton, von 1994 bis 2003 der letzte britische Chefingenieur des Programms. „Hier schließt sich ein Kreis“, sagt Britton. Denn in Filton wurden die britischen Concordes gebaut (die französischen in Toulouse). Britton stand beim Flug eines Prototypen 1969 am Rollfeld, er war dabei, als „Alpha Foxtrot“ 1979 in Filton startete – und als sie hier am 26. November 2003 zum letzten Mal landete.

Wie Adolf Eichmann enttarnt wurde

Von Reiner Burger

Lange war nicht genau bekannt, wie der Mossad dem Organisator der Shoa auf die Spur kam. Erst seit Kurzem ist klar: Ein Geologe aus Duisburg und ein Theologe aus Unna wirkten dabei mit.



1

Bis zum Schluss beharrte Adolf Eichmann in Jerusalem darauf, nach dem „Führerprinzip“ nur Befehle ausgeführt zu haben und also im juristischen Sinne unschuldig zu sein. Dabei war in dem seit April 1961 laufenden Prozess, der international Aufsehen erregte, durch viele Zeugen und Sachverständige rasch deutlich geworden: Eichmann hatte eine führende Rolle bei der Planung, Organisation, Ausführung und Überwachung der Vernichtung der europäischen Juden. Er hatte aus tiefster ideologischer Überzeugung, teuflisch effizient, ohne jeden Skrupel gehandelt. Kein Wunder, dass das Oberste Gericht Israels am 29. Mai vor 60 Jahren das Urteil der Vorinstanz bestätigte: Tod durch den Strang.

Das Wunder war, dass Eichmann überhaupt der Prozess gemacht werden konnte. Deutschen und amerikanischen Sicherheitsbehörden lagen zwar früh recht konkrete Informationen vor, dass er sich unter falscher Identität auf der „Rattenlinie“ nach Südamerika abgesetzt hatte, sie unternahmen aber nichts. Der israelische Geheimdienst brauchte ebenfalls lange, bis er sich des Falls konsequent annahm. Und die Ergreifung Eichmanns war nicht die alleinige Heldentat des Mossads. Wiederholt musste der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer den Geheimdienst drängen, an Eichmann dranzubleiben.

Warum genau kam es dann in Buenos Aires zum spektakulären Zugriff auf Eichmann? Das war bis vor wenigen Monaten nicht abschließend geklärt. Erst seit einer Publikation der Eichmann-Forscherin Bettina Stangneth im Sommer 2021 ist bekannt, von wem die entscheidenden Hinweise stammten und wie sie zum Mossad gelangten: Gerhard Klammer, ein Geologe aus Duisburg, der eine Zeitlang in Argentinien gearbeitet und dabei Adolf Eichmann alias Ricardo Klement getroffen hatte, teilte sein detailreiches Wissen mit seinem Freund, dem evangelischen Militärpfarrer Giselher Pohl aus Unna, der wiederum in Kontakt mit Fritz Bauer kam.

Der hessische Generalstaatsanwalt war längst in der Causa Eichmann aktiv. Schon 1957 hatte der atheistische Sozialdemokrat jüdischer Herkunft von einem nach Argentinien ausgewanderten KZ-Überlebenden Hinweise auf Eichmann bekommen. Bauer war sich im Klaren darüber, dass er in Deutschland nicht weiterkommen würde. In der Justiz, beim Bundesnachrichtendienst, beim Bundeskriminalamt – überall saßen ehemalige Nazis oder gar SS-Männer an wichtigen Positionen. Also setzte er auf Israel. Doch unter anderem weil der

erste Hinweisgeber den Decknamen Eichmanns verwechselt hatte, konnte der Mossad die Informationen in Argentinien nicht verifizieren. Erst das von Pohl übermittelte Wissen Klammers war der „missing link“, der die Israelis überzeugte. Am 11. Mai 1960 nahm der Mossad Eichmann in Argentinien fest und brachte den früheren SS-Obersturmbannführer nach Israel – getarnt als Besatzungsmittglied eines Flugzeugs der El Al.

Gerhard Klammer machte nie viel Aufhebens um seine Rolle in dem Fall. Giselher Pohl hielt es genauso. Auch seine Frau Rosemarie, die ebenfalls im Bilde war, hätte ihr Wissen beinahe mit ins Grab genommen, wenn nicht 2013 im engsten Familienkreis durch Zufall die Rede auf den Fall Eichmann gekommen wäre. „Wir saßen mit ihr in Soest zusammen beim Kaffeetrinken, als mein Vetter vorschlug, eines der vielen Fotoalben meiner Mutter anzuschauen“, erinnert sich Sigrid Wobst. Der Vetter griff ein Album heraus. Zufällig war es jenes von der vierwöchigen Reise, die Giselher und Rosemarie Pohl Anfang 1962 durch Israel unternommen hatten. Rosemarie Pohl hat die Reise akribisch dokumentiert: Fotos von Meer, Wüste, Plantagen, Land und Leuten, einer Militärparade, einem Besuch in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, einem Treffen mit Marc Chagall in Caesarea. Außerdem in dem Album: Eintrittskarten, das Programmheft eines Konzerts mit dem Dirigenten Sergiu Celibidache, die von Hand ausgefüllten Flugtickets von El Al zu je 1351 Mark.

„Wie habt ihr euch die teure Reise leisten können, woher hattet ihr das Geld?“, wollte der Vetter wissen. „Och“, sagte Rosemarie Pohl. „Wir waren eingeladen, wurden behandelt wie Staatsgäste, es war ein Dank für Giselhers wichtige Rolle bei der



Sigrid Wobst, hier in ihrer Wohnung in Soest, nahm die Erinnerungen ihrer Mutter Rosemarie Pohl auf, die 2013 starb. Wobst erinnert sich auch gut an die Klammers, die mit ihren Eltern befreundet waren.

Adolf Eichmann, hier im Jahr 1960 in einem Gefängnis in Israel (1), hatte im Nationalsozialismus eine führende Rolle beim millionenfachen Mord an Juden. Nach seiner Festnahme in Buenos Aires am 11. Mai 1960 wurde er nach Israel entführt und dort registriert (2). Das Foto aus der argentinischen Provinz Tucumán von 1952 (3) zeigt Eichmann (Kreis) und rechts neben ihm Gerhard Klammer. Eichmann lebte in einer ärmlichen Behausung (4). Pfarrer Giselher Pohl, hier mit seiner Frau Rosemarie im Juni 1959 (5), half mit bei der Enttarnung Eichmanns.



2

Ergreifung Adolf Eichmanns.“ Die Kaffeerunde schaute verblüfft. Und Sigrid Wobst zeichnete wenig später ein kurzes Zeitzeugengespräch mit ihrer Mutter auf, die Ende 2013 starb.

Die Ehepaare Klammer und Pohl kannten sich aus der gemeinsamen Studienzeit in Göttingen. Nach der Promotion 1949 hatte Gerhard Klammer Schwierigkeiten, eine adäquate Arbeit zu finden. Zunächst versuchte er es als Lokalreporter bei der „Göttinger Presse“. Doch bald reifte der Entschluss, nach Südamerika auszuwandern. „Im Spätherbst setzten wir alles auf eine Karte“, erinnerte sich seine Frau Ilse später. „Es war nicht das Abenteuer, das meinen Mann hinaustrieb.“

Über die Schweiz, wo er sich mit Mühe ein paar Franken verdiente, ging es nach Genua. Dort bestieg Klammer am 16. Dezember 1949 „ein argentinisches Schiff ohne Visum und Fahrkarte als blinder Passagier“, wie er in einem Brief schrieb. Das Glück sei ihm treu geblieben, schon am Tag nach der Ankunft in Buenos Aires fand er auf eine Anzeige in der deutschsprachigen „Freien Presse“ eine Anstellung als Bierzapfer, wofür er aber nur 420 Pesos im Monat bekam. Als Ilse Klammer fast ein Jahr später endlich mit den Kindern nachkommen konnte, hatte ihr Mann eine andere Stelle gefunden, bei der „Compañía Argentina para Proyectos y Realizaciones Industriales“, kurz Capri, die im staatlichen Auftrag am Aufbau Argentinien mitwirken sollte. Erst später sollte Klammer klar werden, dass der frühere SS-Hauptsturmführer Horst Carlos Fuldner die Capri auch gegründet hatte, um NS-Kriegsverbrecher dort unterzubringen. Einer von ihnen war ein gewisser Ricardo Klement, der Klammer bei einem Projekt in Nordargentinien zuarbeiten sollte.

Klammer ahnte bald, dass es sich bei diesem – wie er sich später erinnern sollte – „ziemlich schlampigen Typen“ in Wirklichkeit um Adolf Eichmann handelte. Dass Klammer kaum etwas mit seinem 15 Jahre älteren Assistenten anfangen konnte, war wenig erstaunlich. Der 1906 in Solingen geborene und in Österreich aufgewachsene Eichmann hatte keinen Schulabschluss, auch seine Mechanikerlehre hatte er nicht zu Ende gebracht. Umso steiler war seine Karriere im NS-Staat – bis er für die Organisation der Ausplünderung und Deportation von Juden aus Deutschland und den besetzten Gebieten zuständig war.

Später berichtete Klammer seinen Freunden Giselher und Rosemarie Pohl, dass er sich schon Anfang der Fünfzigerjahre mit seinem brisanten Wissen an deutsche Behörden gewandt habe.

Doch niemand habe sich dafür interessiert. Klammer ließ die Sache zunächst auf sich beruhen. Als Geologe war er längst ein gefragter Fachmann, konnte unter vielen Angeboten wählen, ging zeitweilig erst nach São Paulo, dann warb ihn die Demag, die Deutsche Maschinenbau AG, nach Deutschland ab. 1957 ließ sich Klammer mit seiner Familie in Duisburg nieder, war aber weiter viel unterwegs: Syrien, Ägypten, Südkorea. Und als er 1958 wieder nach Buenos Aires kam, sah er zufällig an einer Bushaltestelle Ricardo Klement. Er folgte ihm heimlich, befragte Nachbarn, prägte sich Eichmanns Adresse ein.

Über all die Jahre hatte Klammer Kontakt mit seinem Freund Pohl gehalten. Nun konnten sich die Familien wieder häufiger sehen. „Meine Schwester und ich haben geschwärmt für Gerhard, er war ein attraktiver Mann, groß, schlank, weltgewandt, er konnte tolle Geschichten von seinen Reisen erzählen und schrieb uns auch oft launige Briefe, wir nannten ihn Onkel“, erinnert sich Sigrid Wobst. An einem Sonntag Mitte Oktober 1959 waren die Pohls wieder einmal in Duisburg zu Besuch, als Klammer „Gisel“ und Rosemarie zur Seite zog, um ihnen zuzuraunen: Der Eichmann werde doch international gesucht, niemand habe ihn bisher gefunden. „Aber ich weiß, wo er ist.“ Als Privatmann könne er das nicht an die Öffentlichkeit bringen. Im Zeitzeugengespräch erinnerte sich Rosemarie Pohl 2013, Klammer habe damals zu ihrem Mann gesagt: „Wenn du mit deinem Chef in Bonn darüber sprichst, denke ich, dass der das weitergibt. Ich möchte, dass der Eichmann gefunden, aufgegriffen und bestraft wird.“ Unter dem Siegel der Verschwiegenheit habe ihr Freund sie damals eingeweiht. Kurz darauf war Klammer noch einmal bei den Pohls in Unna – vermutlich um seinem Freund das für den Mossad wichtige Beweismittel zu übergeben: ein Anfang der Fünfzigerjahre aufgenommenes Foto, auf dem im Kreis von Capri-Mitarbeitern auch Eichmann zu sehen ist. Neben Eichmann, erkennbar auf Distanz bedacht: Gerhard Klammer.

Pohls Chef in Bonn war Militärbischof Hermann Kunst – der sich der Sache dann tatsächlich so diskret wie effizient annahm. Rekonstruieren lässt sich das auch dank der knappen handschriftlichen Taschenkalendereinträge, mit denen Rosemarie Pohl im Stakkato-Stil fröhlich-unsortiert dokumentierte, was der Tag für sie gebracht hatte. Am 10. November 1959 notierte sie: „Große Wäsche gemacht heute, Vati auf dem Weg zum Bischof nach Bonn.“ Kunst handelte genau so, wie



3



4

Klammer es sich erhofft hatte. Statt politische Stellen einzuschalten und damit die Mission zu gefährden, wandte er sich an den entschlossenen Frankfurter Nazi-Jäger Bauer, der sich umgehend bei den Pohls meldete. „Fritz Bauer, den kannte man schon durch seine Stellung“, sagte Rosemarie Pohl 2013 im Zeitzeugengespräch. „Und er war bekannt als sehr aufrechter und mutiger Mann.“

Sigrid Wobst erinnert sich an die schwarze Mercedes-Limousine, von einem Chauffeur gesteuert, die am 25. November 1959 vor ihrem Haus in Unna an der Stadtgrenze zu Dortmund hielt. Ihre Eltern hätten den freundlichen, schwäbelnden Herrn Bauer ins Wohnzimmer gebeten und sie und ihre Schwester hinausgeschickt. Rosemarie Pohl aber, darauf legte Bauer Wert, sollte als „stille Zeugin“ bleiben. „Denn er stenografierte nichts, er behielt es im Gedächtnis und hat dann entsprechend weiter gehandelt“, sagte Pohl im Zeitzeugengespräch. „Da war keine Eile, keine Hetze, das war in aller Ruhe ein Gespräch.“

Sie und ihr Mann seien sich „über die große Tragweite... eigentlich nicht bewusst“ gewesen. Vorsichtshalber hakte Bauer noch in einer Sache nach: „Sie werden als Geistlicher keine Trinkgelder oder Belohnungsgelder... Sie handeln ja nur im Auftrag Gottes?“ Nein, er denke gar nicht daran, habe ihr Mann geantwortet. „Ich sehe das als meine Pflicht an.“ Als der Besuch sich an jenem Mittwoch im November 1959 verabschiedet hatte, schrieb Pohl in ihren kleinen Kalender: „Generalstaatsanwalt Bauer zum Kaffee – nett!“

Acht Tage nach dem Treffen am Wohnzimmerisch war Bauer in Jerusalem, um die Mossad-Spitze darüber in Kenntnis zu setzen, dass das Eichmann-Puzzle komplett war. Es war, wie Mossad-Chef Isser Harel in seinen Memoiren schrieb, „der entscheidende Anstoß“, der es möglich gemacht habe, Eichmann im Mai 1960 festzunehmen und in Israel vor Gericht zu stellen. Nur eines habe Bauer nicht verateten wollen: die näheren Umstände zur Person des Informanten, dem er Diskretion zugesichert habe. Deshalb hatte Bauer das Foto von Eichmann im Kreis von Capri-Mitarbeitern so in zwei Hälften gerissen, dass Klammer nicht mehr zu erkennen war. Drei Tage nach Bauers Hinweis gab Israels Premierminister David Ben-Gurion den Befehl zur Ergreifung des Architekten der „Endlösung“.

Als Eichmann im Mai 1960 gefasst und nach Israel entführt wurde, war die Aufregung in Südamerika groß. Auf Antrag Argentinien befassete sich sogar der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen mit der Causa. Zudem wurde nun bei Reisen-



5

den genauer hingesehen, so groß war die Angst vor Nazi-Skandalen. Gerhard Klammer, wieder einmal in Südamerika unterwegs, schickte den Pohls im Oktober einen launigen Brief nach Unna. „Liebe Pohls! Nun bin ich wieder am Tatort. Vorgestern nacht auf dem Flugplatz bin ich knapp der Verhaftung als Kaltenbrunner entgangen. Einen falschen Bormann hatten sie tags zuvor wieder laufen lassen müssen.“ Klammer schien verdächtig: „Meinen Pass haben sie jedenfalls erst mal von vorne bis hinten durchgelesen, die Gesichter wurden immer ernster. Offenbar ein wandernder Kriegsverbrecher-Verbindungsman!“ Die Zollbeamten wollten wissen, warum er so oft ein- und ausgereist war. „Und soviel Arabisch im Pass! Ich hätte ihnen nur erzählen brauchen, dass Eichmann früher mein Assistent war, das hätte sie gar nicht gewundert.“

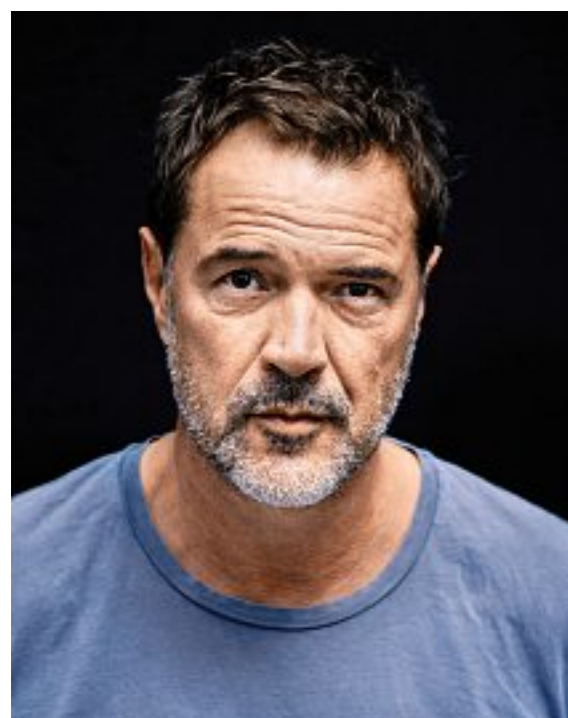
Im Sommer 1961 kündigte sich Generalstaatsanwalt Fritz Bauer ein zweites Mal bei den Pohls an. Weil das Ehepaar im Kurzurlaub im Sauerland weilte, übermittelte Rosemarie Pohl ihrer Tochter per Postkarte eine dringende Bitte: „Hör mal, ob du für Samstag eine Biskuitrolle backen kannst oder etwas anderes? Wir haben nämlich hohen Kaffeebesuch um 15 h. Mach wie du denkst.“ Am 1. Juli 1961 kam Bauer nach Unna, um seinen Dank zu überbringen – und eine Anerkennung: eine Reise nach Israel. Klammer hatte das ausgeschlagen, weil er befürchtete, als derjenige erkannt zu werden, der Eichmann vor Gericht gebracht hatte – und weil ein israelisches Visum im Pass ihm weitere berufliche Reisen in andere Teilen des Nahen Ostens unmöglich gemacht hätte. Doch seine Freunde wollte er vor deren Abreise noch sehen. Silvester verbrachten die Familien gemeinsam. „Bei Klammers in Duisburg gefeiert“, notierte Rosemarie Pohl gewohnt lapidar in ihren Taschenkalender – ihr erster Eintrag im neuen Jahr 1962. Drei Wochen später flogen die Pohls ins Heilige Land.

Sigrid Wobst konnte mit ihren 14 Jahren nicht ahnen, dass die Reise ihrer Eltern etwas mit dem Mann zu tun haben könnte, der kurz zuvor in Jerusalem verurteilt worden war. „Erst bei dem Kaffeekränzchen fügte sich 2013 auf einmal alles.“ Später habe ihre Mutter erzählt, sie sei nach der Reise doch auch froh gewesen, wieder zu Hause zu sein. „Der Besuch in Yad Vashem hat sie tief berührt. In Israel hat sie überhaupt erst begriffen, was der Hinweis auf Eichmann bedeutet hatte.“

Am 1. Juni 1962 um 0.02 Uhr wurde Adolf Eichmann im Ajalon-Gefängnis von Ramla gehängt. Es war die erste Hinrichtung in Israel. Und die bisher einzige. ◀



Wenn mir eine Jeans gut passt, kaufe ich gleich drei davon.



Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich habe vor zwei Jahren ein kleines Haus an einem See entdeckt, etwas von Berlin entfernt. Das wollte ich unbedingt haben, so wie sehr, sehr viele andere Menschen auch. Darum habe ich mich über Nacht hingesetzt und einen Brief geschrieben, der so gut sein musste, dass ich das Häuschen bekomme. Das hat geklappt. Das war meine letzte großhandschriftliche Tat.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Früher war es „Hundert Jahre Einsamkeit“ von Gabriel García Márquez. Das hat mich sehr gefesselt, weil es wie eine eigene Welt ist, in die man abtaucht. Kürzlich war es „Verwobenes Leben“ von Merlin Sheldrake, ein Buch über Pilze, deren Bedeutung wir unterschätzen. Ein Leben ohne Pilze ist gar nicht möglich, und es scheint kaum jemand zu wissen.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Über die Apps von „Süddeutsche Zeitung“, „Zeit“, „Spiegel“, „Guardian“ und – natürlich – der F.A.Z. Das sind für mich die fünf wichtigsten.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Smalltalk ist furchtbar. Schon das Wort gefällt mir nicht. Smalltalk kann ich eigentlich nur machen, wenn ich mich wohlfühle, und wenn ich mich wohlfühle, brauche ich keinen Smalltalk.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Als ich kürzlich am Berliner Hauptbahnhof auf ankommende Geflüchtete aus der Ukraine traf, kamen mir die Tränen. Die dramatischen Erlebnisse, den Schock in ihren Augen zu sehen – das war sehr bestürzend. Das ist leider kein Film.

Sind Sie abergläubisch?

Früher beim Theater gab's sowas. Da hat man vor einer Vorstellung einen Fernet-Branca getrunken, und dann war's die beste Vorstellung jemals. Also musste man danach immer einen Fernet-Branca vor der Vorstellung trinken. Das waren zwar eher Rituale, aber ein bisschen Aberglaube war da auch mit dabei.

Wüber können Sie lachen?

Über mich. Und ich liebe Situationskomik im Alltag. Wenn man dann noch jemanden an der Seite hat, der die Dinge auch so sieht, ist es ein großes Fest. Und natürlich immer über gute Witze.

Ihr Lieblingsvorname?

Paulina, Jacob und Emil.

Machen Sie eine Mittagspause?

Eigentlich schon, aber dann ist es plötzlich vier, und ich merke, dass ich Hunger und die Mittagspause wieder einmal vergessen habe.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

In Deutschland in meinem Häuschen am See oder gerade auch auf einer der griechischen Kykladen in der Ägäis.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Butter. Und zwar gute Butter, die beste Butter. Butter über alles. Eine Brezel ohne Butter würde ich nicht essen.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich mag Autos. Lange Strecken alleine zu fahren hat etwas sehr Meditatives. Man bewegt sich und ist trotzdem für sich. Aber ich bin auch ein leidenschaftlicher Motorradfahrer.

Was ist Ihr größtes Talent?

Das müssen andere sagen.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Zu viel essen, zu viel trinken... Ich bin bei allem dabei, was mit „zu viel“ anfängt.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Einem der ersten Homo sapiens, so vor 300.000 Jahren. Das würde mich extrem interessieren, was sich da so ergeben würde, wenn man einem Menschen derselben Spezies nach so langer Zeit gegenübertritt – am besten mit vorsichtiger Distanz und Neugier.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nein. Ganz früher habe ich mal einen Ohrring getragen. Eine Uhr brauche ich nicht. Uhren gibt es überall, die Frage nach der Zeit ist also keine.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Was für ein sinnliches, sensibles Fest das Riechen ist! Und trotzdem trage ich seit 20 Jahren dasselbe Parfüm.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Wenn ich zu meinem Haus am See fahre, gibt es eine Strecke durch den Wald, so fünf, sechs, vielleicht auch acht Kilometer lang. Davor ist die Stadt, danach kommt das Land. Dieser Übergang von Hochenergie zur Stille, der ist für mich besonders schön. Dazu höre ich Musik von Gustav Mahler. Das sind zwar keine echten Ferien, es ist aber doch eine Auszeit.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Im November war ich mit Daniel Hope im Braunschweiger Dom. Unser Programm nennt sich „Paradies“ und ist eine musikalische Lesung. Er spielte auf seiner Geige Musik von Bach über Debussy bis Ravel, ich las Texte von Aischylos über Dostojewski bis Zweig.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Glück ist überbewertet, es kommt und geht. Alle Versuche, es festzuhalten, scheitern zuverlässig. Und das ist gut so.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Sehr gerne Rotwein. Wo wir wieder beim „zu viel“ wären.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.



Michael Wolf


aus der Serie „Tokyo Compression“

Fuji Crystal DP II | 50x63 cm | Foto-Abzug unter Acrylglas | Artbox Aluminium Silber

Die Vollendung der Fotografie

Wenn ein Bild als Druck sichtbar wird, wird es von einer abstrakten Idee zur Realität. Für WhiteWall ist ein Bild daher in dem Moment vollendet, in dem es an der Wand hängt. Perfektion erreichen wir dabei durch bestes Material, handwerkliches Können und Innovation. Online und in unseren Stores machen wir unsere prämierte Galerie-Qualität fotobegeisterten Menschen jederzeit zugänglich.

Die Ausstellung „40 Jahre laif – 40 Positionen dokumentarischer Fotografie“ ist vom 12. März bis 12. September im MAKK - Museum für angewandte Kunst Köln zu sehen.


Breguet
Depuis 1775



TRADITION 7597